



Besuchen Sie uns auf der Frankfurter Buchmesse!

Halle 3.0 | Stand C97 oder online auf taz.de/buchmesse



Apocalypse Now

Doch was, wenn das Ende der Welt gar nicht so aussieht wie gedacht? Zeit, sich zusammenzuschließen, Autoritäten zu hinterfragen und den Sprung ins Schattenreich zu wägen mit aktuellen Neuerscheinungen aus diesem Bücherherbst

Kein Grund zur Sorge: Der Rasen ist noch grün
Foto: Kristi McCluer/reuters

Neue Bücher von

Narine Abgarjan, Florian Baab, Ina Boesch, Kai Beutler, Rachel Cusk, Thibault Daelman, Nadia de Vries, Franziska Gänslar, Karl-Martin Hentschel, Lisz Hirn, Roman Huber, Lily King, Caryl Lewis, Andriy Lyubka, Ahmad Mansour, Philip Manow, Lena Müller, Sarah Elena Müller, Mads Pankow, Andrée Poulin, Sven Regener, Johanna Schaible, Helga Schubert, Augustine Sedgewick, Fritz B. Simon, Feline Tecklenburg, Henning Trüper, Laura Vazquez, Alenka Zupančič



Dagegenhalten Ein Weckruf

«Spricht sich für null Toleranz gegenüber rechtsextremem Gedankengut aus ... einer der sich einmischt.»
Laura Mehlin, 3sat

Ilko-Sascha Kowalczyk blickt auf die inneren Mechanismen des Rechtsrucks. Seine Lektionen über den Populismus führen vor, wie man dagegenhält. Denn noch sind die Demokratie- und Freiheitsfreunde in der Mehrheit.



Ilko-Sascha Kowalczyk

FASCHISMUS IST KEINE MEINUNG

Stabil bleiben in autoritären Zeiten

236 Seiten | Gebunden | € 23,- | ISBN 978-3-406-84923-7 Auch als Hörbuch

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

Der C.H.Beck Newsletter: Die Welt im Buch



chbeck.de/nlz

editorial

In dieser literataz

Dass die Welt, in der wir leben, sich in den letzten Jahren kaum zum Besseren gewandelt hat, ist so bekannt wie fatal. Kriege, Klimawandel und die immer weitere Auslegung, die die Wahrheit erfährt, machen unsere blaue Kugel nicht gerade zu einem lebenswerteren Ort. Wo lässt sich noch Gemeinschaft finden? Zum Beispiel in einer Kneipe, die Schutz vor Hitze bietet und in Lena Müllers Roman zum Nachbarschaftstreff gerät. Oder in einer langjährigen wie in-nigen Paarbeziehung, von der Helga Schubert in ihrem neuen Buch erzählt. Ebenso in der lesbischen Subkultur, die, von Laura Vazquez ausgeleuchtet, neue Erkenntnisse über die Welt zutage fördert. Selbst bei den Rich Kids ist mitunter die Herzlichkeit zu Hause, wenn die Klimaprotestler nebenan mal wieder durch Mackertum glänzen – ein Szenario, das Franziska Gänslers entwirft. Dass sich Solidarität nicht automatisch einstellt, nur weil alle Beteiligten den gleichen, nämlich letzten Platz in der Nahrungskette belegen, davon weiß indes Nadia de Vries zu berichten.

Gemeinsam angehen lässt sich auch so etwas vermeintlich Profanes wie Kindererziehung oder Pflege – sofern man diesen größten Wirtschaftsfaktor endlich auch so betrachtet: Wirtschaftlich, wie es die Politökonomin Feline Tecklenburg fordert. Neu betrachten und gemeinsam überkommen lassen sich auch etablierte Vorstellungen von – männlicher oder elterlicher – Autorität und von Gehorsam, wie die Philosophin Lisz Hirn feststellt.

Und die gute Nachricht zum Schluss: Noch nicht mal der derzeit von vielen befürchtete oder gar herbeigesehnte Weltuntergang muss uns entzweien, wie die Philosophin Alenka Zupančič in ihrem Buch überlegt – vielleicht ließe sich dieser ja dialektisch und somit sogar produktiv angehen? Ihr Kollege Florian Baab greift beim Blick auf Untergangsängste tief in den Giftschrank der Geschichte und stellt fest, dass auch Alfred Rosenbergs NS-Untergangsfantasien nur beschränkte Haltbarkeit bewiesen. Ob man das auch von den gerade entstehenden KI-Superkräften behaupten kann, die mit ihren Algorithmen bald recht sprechen und „Gerechtigkeit“ herstellen könnten? Das lässt Mads Pankow in seinem spannenden Buch offen.

Nina Apin, Julia Hubernagel

Die Schweizer Autorin Sarah Elena Müller Foto: David Fürst



Eine Abrissliebe

Der Schmerz, die Sucht, die ganze generelle Unmöglichkeit: Sarah Elena Müller schreibt sich in ihrem zweiten Roman „Unwucht“ tief in eine unglückliche Liebe hinein. Die Sprache, die sie dafür findet, ist die einer Künstlerin

Impressum

Redaktion: Nina Apin, Ulrich Gutmair, Julia Hubernagel, Dirk Knipphals
Fotoredaktion: Karoline Bofinger
Layout: Karoline Bofinger
Anzeigen: Tina Neuenhofen, Maria Bernal
taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
V. i. S. d. P.: Ulrike Winkelmann

Anzeige

taz erben + vererben



DAMIT ETWAS BLEIBT

Vermachen Sie der taz Ihre Werte

Rettet das Klima! Die taz ist für alle, die nicht tatenlos auf besseres Wetter warten.

Das taz-Erbenprojekt steht für Verantwortung über Generationen hinweg.

taz.de/genossenschaft

Kontakt: vererben@taz.de | Tel: 030 25 90 22 13

Von Julia Hubernagel

Am Anfang steht ein Versicherungsbetrug. Als Alice mit ihrem alten verbeul-ten Fiat und ei-ner selbst verursachten Macke eine Versicherungssumme von 3.000 Franken auslöst, kann sie ihr Glück kaum fassen. Hagel-schäden sind offenbar schwer nachzuweisen, ein Auto ganz ohne Hagelschäden schwer zu finden und so ist eben fast jedes Auto: ein für Hagelschäden zu entschädigendes. In Alices Le-ben sind die Schäden schwer-wiegender, sichtbarer, der Hagel heißt Rio und er hinterlässt tiefe Dellen. Nur Versicherun-gen, die gibt er vor Alice schon länger nicht mehr ab.

Rio ist methusüchtig. Tagelang bleibt er der gemeinsamen Woh-nung fern, Alice sucht nach ihm und findet ihn selten. Ja, in diese Liebe regnet es schon länger und jegliche Versuche, die Löcher zu stopfen, die Decke abzudichten, sind genauso aussichtslos wie darauf zu hoffen, dass das Ab-rißshaus, in dem Alice und Rio wohnen, vielleicht doch nicht abgerissen wird. Trotzdem schafft es Alice aus dieser Ab-rißs- und Liebe heraus. Sie hält aus, weil sie ihn liebt und sie liebt ihn, damit sie es aushält. Ein Teufelskreis: „Nie wieder wird mich jemand so gut amü-sieren. Nie wieder, hoffe ich, werde ich so laut lachen, damit ich nicht verzweifeln muss.“

Alice und Rio, diese trauri-gen Helden in Sarah Elena Mül-lers zweitem Roman „Unwucht“, haben eine ganze Fabelwelt, in die sie sich flüchten. Kurzsch-

tige Mäuse leben dort, alleiner-ziehende Papageien. Auch Alice und Rio sind Teil dieser Welt, als Halbkatzen, denen alles nur halb gehört; die Kunst, die Arbeit in der Gastro, die Liebe. Gemein-sam entwickeln sie eine Art Pri-vatsprache, weil sie wollen und weil sie müssen. Die Bedeutung der Worte ergibt sich durch ih-ren Gebrauch, ihr Sprachspiel ist zugleich bitterer Ernst. So nennt Alice die Drogendeale-rin, zu der Rio verschwindet, wenn er behauptet, nur schnell Brot zu holen, eben so: Brot. „Sie Brot zu nennen, war meine Kapi-tulation“, sagt sie. „Ich habe ein-gewilligt, hochoffiziell belogen zu werden.“

Gemeinsam entwickeln Alice und Rio eine Art Privatsprache, weil sie wollen und weil sie müssen

Auch Sarah Elena Müller fin-det eine eigene Sprache, mit der sie diese Liebe ins Unreine schreibt. Ihre Bilder sind mit-ter unter schneidend – „er ist zehn Jahre kälter“ –, ihre Komposita – „topfnüchtern“ – deuten auf eine Wahrheit hin, die eher im Klang eines Worts als in seiner Bedeutung zu suchen ist. Es geht hier um Materialien, so stellt man irgendwann fest, um Stoff-lichkeit, Stoff, den Rio raucht, und Stoffe, die er an guten Tagen mit seiner Nähmaschine zusam-mennäht. Darum, wie sich die Welt im Dunkeln anfühlt: „Sie

habe zwei Philosophen gleich-zeitig gehabt in einem Chalet“, erzählt Alices Freundin Marcia an einer Stelle, „und es sei was rein Intellektuelles, es sei seidig und fein, aber auch lesbisch, ob-wohl es Männer seien.“

„Unwucht“ ist zugleich ein sehr lustiger Roman. Wie Mül-ler gleich zu Anfang der Ge-schichte ein Warndreieck der Absurditäten aufstellt, das Hagelzentrum, den Versicherungs-berater „Björn Direct“ und den Lebensmittelgroßhandel auf wenigen Seiten ineinander lau-fen lässt, macht großen Spaß, zu lesen. Überall bilden sich dabei entlang der Geschichte kleine Nischen, kleine Gemein-schaften. Sei es im Kloster, wo Alice ir-gendwann einen Film dreht, da-bei den Nonnen lästig und einer zum Kannibalismus unter Lege-hennen promovierenden Agrar-biologin lieb wird, oder am Tele-phon, wenn sie die an eine Toilet-tenwand geschriebene Nummer anruft, unter der ein „Arschfick“ angeboten wird – die Barrieren zwischen den Menschen sind nur einen Fuß breit hoch. Be-zug und Beziehungen können überall entstehen, in Müllers Roman, entstehen auch über-all. Irgendwo ist es der Zufall, der darüber bestimmt, wen man kennt und wen man liebt, und vielleicht sieht das nur ein, wer nichts mehr zu verlieren hat. Alice zum Beispiel.

Dabei sind alle Figuren, Alice und Rio eingeschlossen, selbst-verständlich so queer wie links. Da ist die Zeckengemeinschaft, die bei der illegalen Entsor-gung des alten Fiats hilft, da ist die Sammlung an Liebesliedern, die Alice über die Jahre für die von ihr umschwärmten Frauen

komponiert hat. Die alten Ord-nungen haben sich aufgelöst, oder doch, es gibt sie noch, sie verlaufen nur jenseits der Gren-zen, die das Wunderland von Alice und den anderen umzäu-nen. Brechen sie über sie herein, so brauchen sie Gewalt: Wer So-zialleistungen erhält, entschei-det immer noch das Amt, wer nicht obdachlos wird, der Ver-mieter, wer ins Gefängnis ein-fährt, das Gericht.

Dass es sich vor dieser Außen-welt abzugrenzen gilt, macht Müller auch deutlich. Wie sie auf ein paar Seiten die Sucht, den Schmerz, die ganze gene-relle Unmöglichkeit zum Klingen bringt, indem sie den er-fahrenen Missbrauch in bei-den Kindheiten anzitiert und mit einem verzweiferten Sexu-alakt zwischen den eigentlich nunmehr Erwachsenen spie-gelt, ist große Kunst.

Begrenzt wird die Geschichte von Alice und Rio dabei von ei-ner noch größeren ordnenden Instanz. Es ist Alice selbst, die Rio schlussendlich doch verlas-sen konnte und nun im Nachhi-nein in einer zweiten Zeitebene dieser Geschichte Herr werden will, indem sie über sie schreibt. Ein Stück ihrer Würde zurückge-winnend, wenn man so will, und Rio will eigentlich nicht. Denn dass er wiederum seine ver-liert, indem Alice erzählerisch bewusst zuspitzt und eskaliert, dazudichtet und weglässt, ist ebenso Teil der Gleichung. „Was für eine Selbstübertölpelung es doch ist, dieses Erzählen“, weiß Alice. Wann die Versiche-rung zahlt und wann sie einem kündigt, das ist manchmal aus den Vertragsbedingungen nicht ganz klar herauszulesen.

Der Weltuntergang ist nicht das Ende

Die Philosophin Alenka Zupančič und der Theologe Florian Baab betrachten die Apokalypse in Gegenwart und Geschichte



Das Weltende: Ein großer Knall oder nur eine Sackgasse? Foto: Kristi McCluer/reuters

Von **Tim Caspar Boehme**

Das Warten auf den großen Knall hat Konjunktur. In der einen oder anderen Form. Für den hauptberuflichen Pessimisten E. M. Cioran wäre das größte Unglück gewesen: „das Weltende zu verpassen“. Da das Thema ansonsten weniger gelassene Reaktionen hervorruft, kann ein nüchterner Blick auf Theorien des Weltuntergangs etwas helfen, sich darüber zu verständigen, was für Weltbilder hinter diesen Vorstellungen stehen, was für einen Zweck die Untergangstheorien erfüllen und was da im Einzelnen überhaupt endet.

Zwei neue Bücher zum Thema widmen sich diesen Fragen aus unterschiedlicher Perspektive und in unterschiedlicher Form. Das Buch „Das Ende.“ der Philosophin Alenka Zupančič versammelt Essays zu meist aktuellen Fragen von Politik bis Kunst. Der Philosoph und Theologe Florian Baab legt mit „Weltuntergang“ eine „Meditation“ vor, die ein historisches Panorama von Anfang des 20. Jahrhunderts bis heute bietet. Die beiden Bücher ergänzen sich sehr gut.

Zupančič, die zur „Laibacher Lacan-Schule“ um den Philosophen Slavoj Žižek gehört, nähert sich Fragen des Endes in oft dialektischen Denkfiguren. So steht für sie etwa der Satz „Ich kann es beenden, wann immer ich will“ für ein Muster, bei dem die Möglichkeit, eine Sache zu beenden, zur Bedingung wird, sie ständig zu wiederholen. Das kann für Liebesbeziehungen wie für das Rauchen gelten. Zupančič spricht daher von einer „paradoxen Komplizenschaft zwischen Wiederholung und Ende“. Die auch vor dem Ende der Welt nicht haltmacht.

Bei der Angst vorm Weltuntergang sieht sie einen „komischen Fatalismus“ am Werk, den ihr Kollege

Frank Ruda auf die Formel gebracht hat: „Handle so, als hätte die Apokalypse schon stattgefunden!“ Was nicht auf schlichtes Ignorieren hinausläuft. Der Umgang mit der Apokalypse bekommt für Zupančič gerade da, wo man sich bewusst mit ihr als Möglichkeit beschäftigt und beständig von ihr spricht, etwas von magischem Denken.

Sie bringt diese ideologische Verdrängungsleistung auf Formeln wie: „Wir können uns leichter das Ende der Welt vorstellen als das Ende des Kapitalismus.“ Dies dient zugleich als Seitenhieb auf den Philosophen Francis Fukuyama, der in seinem Buch „Das Ende der Geschichte“ von 1992 den Kapitalismus und die liberale Demokratie als Endpunkte historischer Entwicklungen beschreibt.

Für die Weigerung, das Ende der Welt als reale Möglichkeit zu akzeptieren, erinnert Zupančič an eine Einsicht Sigmund Freuds, laut dem gilt: „Unser Unbewusstes glaubt nicht an den eigenen Tod, es gebärdet sich wie unsterblich.“ Dass diese Einsicht weiter aktuell ist, demonstriert Zupančič an Beispielen wie der schwarzen Komödie „Don't Look Up“ (2021) von Adam McKay, in der ein Komet auf die Erde zu rast und das Leben auf ihr auszulöschen droht. Das Verhalten der Figuren dient ihr als Beleg für die These, dass das Reden über das Ende der Welt es einem ermöglicht, so weitermachen wie bisher und de facto so zu tun, als bleibe alles beim Alten. Im Film wird das auf den Punkt gebracht durch fiktive Nachrichtensatzzeilen wie diese: „Das Ende naht – Wird es einen Super Bowl geben?“

Untergangsrhetorik ist Zupančič selbst fremd. Sie sieht das Ende auch nicht als „Endpunkt“, zugleich verwahrt sie sich vor allem in politischer Hinsicht gegen ein „Weiter so“. Das Ende geht sie konsequent aus schrägem Blickwinkel an, wobei

sie sich eine Anleihe bei Samuel Beckett gestattet, wenn sie ein vorläufiges Fazit zieht: „Statt als Endpunkt sollten wir über das Ende eher als Sackgasse (dead end) nachdenken, zu der wir immer wieder zurückzukehren gezwungen sind ..., um besser zu sterben ...“

Auch Florian Baab ist in „Weltuntergang“ weit davon entfernt, Weltuntergangsstimmung zu verbreiten. Sein Blick auf Theorien der Apokalypse im 20. Jahrhundert führt ihn vielmehr zu der abschließenden Einsicht: „Der Weltuntergang ist, wie wir gesehen haben, Geschichte.“ Was er bis dahin an Gedanken anderer präsentiert, ist, gelinde gesagt, weniger beruhigend.

Baab weist eingangs darauf hin, dass das Wort „Apokalypse“ ursprünglich „Offenbarung“, „Offenlegung“ oder „Enthüllung von etwas Verborgenem“ bedeutete und dass es die Bezeichnung „Weltuntergang“ nur im Deutschen gibt. Bevor er sich den von ihm ausgewählten Autoren widmet, legt er zudem einen begrifflichen Rahmen zur Orientierung fest, für den er die Konzepte „Erfahrung“ und „Erwartung“ des Historikers Reinhart Koselleck mit dem Begriff der „kurzen Gegenwart“ des Philosophen Hermann Lübbe kombiniert.

Verhielten sich nach Koselleck Erfahrung und Erwartung, also der durch die Erinnerung der Vergangenheit geschaffene „Erfahrungsraum“ einerseits und der im Blick auf die Zukunft offene „Erwartungshorizont“ andererseits, vor der Neuzeit noch einigermaßen ausgeglichen, vergrößerte sich die Erfahrung durch technischen Fortschritt und andere Veränderungen immer stärker und schneller, auf Kosten der Erwartung. Als Ergebnis gibt es eine immer kürzere Gegenwart. Die Warnungen von Klimaforschern vor der Erderwärmung kann man durchaus in diesem Zusammenhang sehen.

Einige der Gewährsleute Baabs für Apokalyptisches sind recht bekannt, allen voran Oswald Spengler, dessen Buchtitel „Der Untergang des Abendlandes“ sprichwörtlich wurde. In seinem Buch von 1918 entwirft er eine Zyklentheorie der Kultur. Die „eigentümliche Mischung von Biologismus und Animismus“ referiert Baab mit deutlichem Befremden. Andererseits beurteilt er dessen Prophezeiungen als zum Teil zutreffend: „Bei aller Fragwürdigkeit seiner Methoden hatte Spengler die Gabe, sehr früh die problematischen Seiten manch moderner Entwicklungen aufzuzeigen: Soziale Ungerechtigkeit als Produkt des Kapitalismus, ungezügelter Herrschaft als Ergebnis medialer Vermittlung, große Kriege als Konsequenz. Auch heute, in einer Zeit, die vielen wieder als ein Wendepunkt erscheint, bleibt eine Spengler-Lektüre aufschlussreich. Er warnt uns vor dem, was möglich ist.“

Spengler, der als Antidemokrat in der NS-Zeit populär war und für Baab stellvertretend ist für ein geistiges Milieu einzelgängerischer Männer mit konservativer Haltung, die sich damals mit apokalyptischen Ideen herumschlügen, führt als prominente Ausnahme den Philosophen Theodor Lessing an. Dieser leistete sich in der Zwischenkriegszeit unter anderem eine äußerst scharfe Feuilletondebatte mit Thomas Mann. Sein kritisches Denken war den Nazis so verhasst, dass Joseph Goebbels eine Belohnung von 80.000 Reichsmark auf seinen Kopf aussetzte. In Marienbad wurde Lessing darauf 1933 von Attentätern erschossen.

Lessing sah seinerseits in Werken wie „Europa und Asien. Untergang der Erde am Geist“ eine Reihe von Entwicklungen voraus, die ihn im Nachhinein bestätigen. So hat er Solarenergie oder Wasserkraft als Energiequellen ebenso prognostiziert wie Wegwerfprodukte oder

die heutige kommunikative Vernetzung, wenn man möchte, bis hin zu Smartphones. Desgleichen warnte er vor Massenvernichtung, deren nahende technische Möglichkeit er befürchtete, oder Naturzerstörung. Gut hingegen, dass die von ihm erwartete „Diktatur der Vernunft“ bis auf Weiteres nicht eingetreten ist.

Baab schreckt umgekehrt nicht davor zurück, tief in den Giftschrack der Geistesgeschichte zu greifen. Bevor er auf den NS-Ideologen Alfred Rosenberg und dessen Buch „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ eingeht, schickt er eine Warnung voraus. Rosenbergs „völkische Apokalypstik“, die auf eine „Religion des Blutes“ hinausläuft und deren Sätze oft „keinen logischen Sinn“ ergeben, ordnet Baab wie folgt ein: „Sein Beispiel zeigt, wie die NS-Ideologie in der Untergangsstimmung ihre Wurzeln hat – einer Angst, ohne die Rosenbergs Pamphlet keine Überzeugungskraft hätte entwickeln können.“ Damit ist Baab, ohne eigens darauf hinweisen zu müssen, in der Gegenwart mit ihren Kampfparolen wie „Überfremdung“ angelangt. In einer Art symbolischer Reinigung erwähnt er zum Abschluss des Kapitels den Song „Schrei nach Liebe“ der Ärzte, der 1993 zur Zeit der „Baseballschlägerjahre“ entstand.

Nach einem Kurzdurchlauf durch die Zukunftsängste, die das Aufkommen der Atombombe in der Nachkriegszeit mit sich brachte, landet Baab am Ende bei Fukuyama, den er wohlwollender liest als Zupančič. Insbesondere verteidigt Baab an Fukuyama, dass dieser den Fortgang der Geschichte sehr wohl für möglich gehalten habe, wenn auch als Rückfall: „Fukuyama denkt hier etwa an ‚eine gezielt antiliberale, undemokratische Regierungsform, die technokratischen ökonomischen Rationalismus mit patriarchalem Autoritarismus verbindet‘. Willkommen in der Geschichte der Gegenwart.“

Alenka Zupančič: „Das Ende.“ Aus dem Englischen von Jan Philipp Weise. Neue Deutsch-Französische Jahrbücher, Frankfurt am Main 2026, 208 Seiten, 18 Euro

Florian Baab: „Weltuntergang. Eine Meditation“. Felix Meiner Verlag, Hamburg 2026, 138 Seiten, 19,90 Euro

PocketBook

15% auf alle Geräte* Code: TAZ15PB

So will ich lesen. Mit den E-Readern von PocketBook.

• Blendfrei & augenschonend
• Wochenlange Akkulaufzeit
• Integrierter Buchshop
• Ausleihen in Bibliotheken über Onleihe und Libby

pocketbook.de

Wir sind auf der Frankfurter Buchmesse: Halle 3.0 | Stand F110

39 MUSEEN, UNENDLICHE ENTDECKUNGEN

museumsufer.de

MUSEUMS UFER FRANKFURT

TIPP: Das MuseumsuferTicket für 21 € gilt in allen 39 Ausstellungsorten an zwei aufeinanderfolgenden Tagen



Drei Viertel der unbezahlten Care-Arbeit erledigen Frauen, und sie bleibt unsichtbar
Foto: Fred Hüning

Wirtschaft ist Windeln wechseln

Feline Tecklenburg setzt die Sorgearbeit ins Zentrum der Ökonomie. Care sei der größte Wirtschaftssektor, schreibt die Politökonomin in ihrem Buch „Das Wir in Wirtschaft“

Von Dana Müller

Was wäre, wenn wir Care, Sorgearbeit, als den Kern von Wirtschaft begreifen? Wie sähe eine Gesellschaft aus, in der Fürsorge nicht als Last begriffen wird, die man finanzieren muss? Das ist der Kerngedanke von Feline Tecklenburgs Buch „Das Wir in Wirtschaft“ und damit ist sie bei Weitem nicht allein. So ist die Politökonomin Mitbegründerin und Co-Vorständin der Denkwerkstatt „Wirtschaft ist Care“, 2015 in St. Gallen gegründet, strebt der Verein einen Paradigmenwechsel in der Wirtschaft an. Gerade in Zeiten, in denen Teile der CDU soziale Politik als Linksextremismus diffamieren, kommt diese These aus der Wirtschaftstheorie wie gerufen. Sorgearbeit im weitesten Sinne sei nicht Last, sondern eben das Herzstück von wirtschaftlichen Zusammenleben, heißt es bei Tecklenburg.

„Menschen brauchen Sorgearbeit wie die Luft zum Atmen“, betont die Autorin und behauptet: „Synonyme für Wirtschaft sind Sorge, Fürsorge, Care.“ Ebendiese Annahme findet sich in so treffenden Überschriften wie „Wirtschaft ist Windeln wechseln“. So steht für die Wissenschaftlerin fest: Der größte Wirtschaftssektor sei nicht die Industrie, der Finanzsektor oder Dienstleistungen, nein es sei die unbezahlte Sorgearbeit.

Denn weltweit werden jeden Tag 16 Milliarden Stunden Sorgearbeit verrichtet – unbezahlt. Wie soll es im Patriarchat anders sein? Drei Viertel dieser Arbeit erledigen Frauen. In Deutschland heißt das konkret, jede Frau leistet durchschnittlich rund 39 Stunden unbezahlte Sorgearbeit pro Woche. Arbeit, die also neben der bezahlten Erwerbstätigkeit, obendrauf kommt. Während Bundeskanzler Friedrich Merz „mehr Arbeit, mehr Leistung“ für eine höhere volkswirtschaftliche Leistung fordert und damit die bezahlte Lohnarbeit meint, setzt die Idee von „Das Wir in Wirtschaft“ am anderen Ende an.

Denn der weit verbreiteten „Knappheitserzählung“ – „Wohlstand müsse erst erwirtschaftet werden, bevor er sozial gerecht verteilt werden könne“ – liege ein verzerrtes Verständnis von Care im Verhältnis zur Gesellschaft zugrunde. Der Mensch sei ein „homo curans“, ein fürsorgliches Wesen. Es gehe im gesellschaftlichen Zusammenleben nicht um noch mehr Profite, sondern um die Sorge füreinander.

Wobei in diesem Verständnis von Care alles enthalten ist, was im weitesten Sinne Fürsorge beinhaltet: die Spülmaschine einräumen, den Kindern eine Gute-Nacht-Geschichte vorlesen, an den Zahnarzttermin denken, die Heizkostennachzahlung überweisen.

Zoomt man aus der individuellen Ebene heraus, fällt der Blick auf gesellschaftlicher Ebene auf medizinische Versorgung, Pflege, Erziehung, Bildung, Infrastruktur. Welchen Stellenwert haben Pflegekräfte, Reinigungskräfte oder Erzieher*innen, die Müllabfuhr, Straßenreinigung und Krankenhäuser in unserer Gesellschaft? Viele eindrückliche, mitunter persönliche Beispiele gepaart mit allzu deutlichen Statistiken finden sich hinter dem auf den ersten Blick sperrig wirkenden Titel: „Das Wir in Wirtschaft. Wer Care-Arbeit aufwertet, sichert Wohlstand und Demokratie.“

Dabei bringt das Werk von Wissenschaftlerin Tecklenburg die aktuellen Krisen von Klima, Demokratie und Wirtschaft treffend auf den Punkt und zeigt dabei höchst verständlich die theoriegeschichtliche Entwicklung der letzten Jahrhunderte auf.

Die braucht es, um zu verstehen, wie heutzutage die neoliberale patriarchale Wirtschaftslogik, unser Verständnis von Zusammenleben prägt und damit Krisen weiter vorantreibt. Doch das muss nicht zwingend so sein. Tecklenburg beschreibt den Siegeszug des heute allseits propagierten Neoliberalismus, der mittlerweile so sehr unser Denken beeinflusst, dass Macht und Profit als ökonomische Ziele unhinterfragbar zu sein scheinen. Denn im westlichen Verständ-

nis liegt die Idee des „homo oeconomicus“ unserem Zusammenleben zu Grunde. Größen wie Thomas Hobbes, Adam Smith, David Ricardo, Thomas Malthus bis hin zur Mont-Pèlerin-Gesellschaft ebneten dieser fatalen Logik den Weg. Höchste Zeit für ein Umdenken. Was, wenn Wohlstand erst durch Fürsorge entsteht?

Der Aufbau Verlag ist bekannt für linke und gesellschaftskritische Literatur. So ist das Werk von Tecklenburg hier goldrichtig. Im Grunde ist es eine gut recherchierte und klare wirtschaftstheoretische Abhandlung zum Verständnis von Arbeit. In unserer neoliberalen Welt gilt nur solche als richtig, die Profit erwirtschaftet. Wohingegen all die unbezahlten Stunden ungesehen und nicht honoriert bleiben. Dabei zeichnet die Wirtschaftstheoretikerin unter anderem das einleuchtende Bild vom Eisberg auf: Für alle sichtbar über der Wasseroberfläche tummelt sich alles, was wir Erwerbsarbeit nennen. Doch darunter liegt die ehrenamtliche sowie die kognitive und emotionale Arbeit. Diese ungesehene und unbezahlte Arbeit trägt den gesellschaftlichen Eisberg.

Alles in allem ist „Das Wir in Wirtschaft“ ein theoretisches und verständliches Buch, das mit alltäglichen Beispielen punktet und Lösungswege aufzeigt. In der Danksagung findet sich der Hinweis, dass Feline Tecklenburg ihr Promotionsprojekt für dieses Werk auf Eis gelegt hat. Warum eigentlich? Bei über 40 Seiten Quellenangaben, einer langen Liste an Wirtschafts- und Gesellschaftstheoretiker:innen wäre diese Arbeit auch im wissenschaftlichen Kontext sinnvoll aufgehoben. Höchstwahrscheinlich ist das Thema zu wichtig, um in den langen Reihen der Bücherregale der Universitäten zu verstauben.

Nun steht eine Lesereise an, die das Thema „Wirtschaft ist Care“ weiter in die Welt trägt. In Zeiten, in denen die Entsolidarisierung der Gesellschaft, die Profitgier von Großkonzernen und die Machtkonzentration von wenigen Ultrareichen immer selbstverständlicher werden, wäre ein radikales Umdenken wünschenswert.

Anzeige

Afrika Magazin

68 Seiten



Globale Mächte & lokale Realitäten

Mit dem sich verändernden Verhältnis Afrikas zu den großen Mächten der Welt befassen sich Journalist:innen aus 16 Ländern Afrikas. Die Texte auf Deutsch und Englisch sind im Rahmen des hybriden internationalen Workshops der taz panterstiftung entstanden.

Per Mail an stiftung@taz.de kann das Magazin kostenlos bestellt werden

Danke für Ihre Unterstützung: taz.de/spenden

taz panterstiftung

Das Wir in Wirtschaft

Wer Care-Arbeit aufwertet, sichert Wohlstand und Demokratie

Feline Tecklenburg

Feline Tecklenburg: „Das Wir in Wirtschaft. Wer Care-Arbeit aufwertet, sichert Wohlstand und Demokratie“. Aufbau Verlag, Berlin 2026, 256 Seiten, 24 Euro

Narine Abgarjans Bücher wurden in Armenien und Russland zu Bestsellern. In ihrem ersten auf Deutsch erscheinenden Roman „Vom Himmel fielen drei Äpfel“ bringt sie den magischen Realismus in ein armenisches Bergdorf. Ein Gespräch



Das armenische Dorf Sotk im Osten des Landes nahe der Grenze zu Aserbaidschan
Foto: Alexander Ryumin/dpa/TASS/picture alliance

„Moskau hat mich zur Schriftstellerin gemacht“

Interview **Tigran Petrosyan**

taz: Frau Abgarjan, in Ihrem Roman „Vom Himmel fielen drei Äpfel“ ist der Tod den Menschen sehr nah. Die Figuren leben mit ihm fast so selbstverständlich wie mit dem Alltag. Woher kommt diese Nähe zum Tod?

Narine Abgarjan: Ich glaube, das gehört zum armenischen Lebensgefühl. Ein Volk, das über Jahrhunderte ums Überleben gekämpft hat, lernt den Tod als Teil des Lebens anzunehmen. Deshalb ist diese tief sitzende, fast archaische Angst vor dem Tod und vor Dingen, die wir nicht kontrollieren können, bei uns vielleicht weniger stark ausgeprägt.

taz: Wie bei Ihrer Romanfigur Anatolija, die sich zum Sterben hinlegt, aber vorher noch ihr Haus in Ordnung bringt?

Narine Abgarjan: Ja. Nachdem die Menschen, die sie liebte, gestorben sind, beschließt Anatolija, selbst zu sterben. Als sie eine Blutung bemerkt, glaubt sie, das natürliche Ende ihres Lebens sei gekommen. Und wie eine „echte“ armenische Hausfrau räumt sie noch das Haus auf, bringt die Lebensmittel in den Keller, damit sie nicht verderben, und legt sich dann zum Sterben hin. Für sie gehört der Tod ganz selbstverständlich zur Realität.

taz: Maran ist ein fiktives Dorf. Doch in seiner Geschichte und in den Schicksalen seiner Bewohner:innen spiegelt sich vieles aus der armenischen Realität. Wie viel Armenien steckt in Maran?

Abgarjan: Maran ist Armenien im Kleinen. Es ist ein Dorf oben auf einem Berg und hat schon viele Prüfungen durchgemacht. Armenische Leser erkennen darin verschlüsselte historische Erfahrungen: das verheerende Erdbeben von 1988, die schwierigen Jahre nach dem Zerfall der Sowjetunion und die jahrzehntelangen Konflikte und Kriege mit Aserbaidschan. Zugleich wollte ich in Maran nicht nur Armenien, sondern ein Stück weit auch die ganze Welt abbilden.

taz: Im Mittelpunkt stehen vor allem ältere Menschen. Warum interessiert Sie gerade diese Generation?

Abgarjan: Maran bezeichnet auf Armenisch einen Keller, in dem Wein reift. Die alten Menschen, die dort leben, sind für mich wie edler Wein, der schon lange in Fässern lagert. Man muss vielleicht selbst ein gewisses Alter erreichen, um seinen Geschmack und sein Aroma wirklich schätzen zu können. Aber Maran steht auch für ein globales Problem: Kleine Orte verschwinden, junge Menschen gehen fort, zurück bleiben nur die Alten und verfallene Häuser. Dabei ist jeder dieser Menschen eine ganze Welt – voller Erinnerungen, Erfahrungen, Traditionen und Geschichten. Wenn sie sterben, verschwindet alles, als würde es mit einem Radiergummi ausgelöscht.

taz: Ihr Roman wird dem magischen Realismus zugerechnet. Dabei wurden auch Parallelen zum kolumbianischen Schriftsteller Gabriel García Márquez gezogen. Doch am Ende gehen Sie einen anderen Weg: Bei Márquez stirbt das zuletzt geborene Kind,

und in „Hundert Jahre Einsamkeit“ wird das Dorf Macondo schließlich ausgelöscht. In Maran hingegen wird ein Kind geboren und das Dorf bekommt eine Zukunft. Ist das eine Art Antwort auf Márquez?

Abgarjan: So habe ich beim Schreiben überhaupt nicht gedacht. Wenn mein Roman überhaupt in einen solchen Dialog mit Márquez gestellt wird, empfinde ich das als große Ehre.

taz: Márquez war für Sie also dennoch wichtig. Hat er auch den magischen Realismus Ihres Romans beeinflusst?

Abgarjan: Márquez war einer meiner allerliebsten Schriftsteller. Als ich dieses Buch schrieb, starb er, und ich erlebte seinen Tod fast wie den Verlust eines nahestehenden Menschen. Bewusst hatte ich überhaupt nicht vor, im Stil des magischen Realismus zu schreiben, das kam erst während der Arbeit. Aber vielleicht war Márquez auf diese Weise doch in meinem Buch anwesend.

taz: Woher kommt für Sie diese Verbindung von Realität und Magie – und warum scheint sie in manchen Kulturen besonders stark zu sein?

Abgarjan: Darüber habe ich lange nachgedacht. Vielleicht entsteht magischer Realismus besonders häufig in Gesellschaften, die unter Fremdherrschaft oder der Macht großer Imperien gelebt haben. Wenn man selbst wenig Einfluss auf die Wirklichkeit hat, erschafft man sich eine zweite, eine tröstlichere Realität – eine Welt, in der andere Dinge möglich sind. Vielleicht wächst der magische Realismus gerade aus diesem Gefühl der Ohnmacht. Man erlebt die Welt als ungerecht, eine größere Macht bestimmt über das eigene Leben, und man antwortet darauf mit einer parallelen, märchenhaften Wirklichkeit. Natürlich kann ich mich irren. Aber dieser Gedanke lässt mich nicht los.

taz: Eine andere Erfahrung, die Ihren Roman prägt, ist das Fortgehen. Einer der Protagonisten zieht nach Russland, das Sie im Roman als das „Land im Norden“ bezeichnen – über Jahrzehnte ein traditionelles Ziel armenischer Arbeitsmigration. Auch Ihr eigener Weg führte Sie dorthin. Warum gingen Sie nach Moskau?

Abgarjan: Eigentlich war es die Entscheidung meiner Mutter. In den 1990er Jahren war die Lage in Armenien sehr schwierig. Nach meinem Philologiestudium schickte sie mich nach Moskau. Sie sagte: „Versuch es. Und wenn es nicht klappt, kommst du zurück.“ Dort nahm ich verschiedene Jobs an, unter anderem in einer Wechselstube. Später ließ ich mich zur Buchhalterin ausbilden. Ich war wahrscheinlich die schlechteste Buchhalterin Moskaus.

taz: In dieser ohnehin schwierigen Zeit bekamen Sie dann noch die Diagnose Multiple Sklerose. Wie sich später herausstellte, war es eine Fehldiagnose.

Abgarjan: Ja, ich wurde regelmäßig untersucht und bekam verschiedene Medikamente gegen Multiple Sklerose verschrieben. Erst nach vier Jahren stellten andere Ärzte fest,

dass ich gar nicht an der diagnostizierten Autoimmunerkrankung litt. Stellen Sie sich meine Situation vor: Ich war eine schlechte Buchhalterin, alleinerziehende Mutter mit einem kleinen Kind und dachte, ich würde sterben. Hoffentlich lebe ich wenigstens so lange, bis mein Kind für sich selbst sorgen kann, war mein einziger Gedanke.

taz: Und ausgerechnet in dieser Zeit begannen Sie zu schreiben?

Abgarjan: Ja, weil ich irgendwie weiterleben musste. Ich begann, Geschichten aus meiner Kindheit aufzuschreiben. Später wurden daraus meine ersten Bücher. Moskau hat mich zur Schriftstellerin gemacht. Wäre ich nicht aus Armenien fortgegangen, würde ich heute wahrscheinlich nicht als Schriftstellerin arbeiten. Meine Bücher sind aus Nostalgie entstanden. Ich vermisste meine Heimat, meine Geburtsstadt und vor allem meine Kindheit. Ich erinnerte mich daran, wie meine Großmutter im Steinofen Brot backte. Den ersten noch warmen Laib teilte sie immer unter uns Enkeln auf. Solche Erinnerungen fanden später ihren Weg in meine Bücher.

taz: In Russland fanden Sie als Schriftstellerin Anerkennung, erhielten Literaturpreise und wurden zur Bestsellerautorin. Jahre später entschieden Sie sich, das Land zu verlassen. Warum?

Abgarjan: Nach Armeniens Niederlage im Krieg um Bergkarabach 2020 war mein Land für mich wie eine offene Wunde. Damals wurde mir klar: Moskau hatte uns verraten. Russland war Armeniens Verbündeter und hatte Sicherheitsgarantien gegeben, doch im entscheidenden Moment fühlten wir uns im Stich gelassen. Für mich stand fest: Ich muss

nach Hause zurück. Wir wollten noch warten, bis mein Sohn sein Masterstudium beendet hatte. Doch dann begann 2022 die Vollinvasion in die Ukraine. Das war der zweite Schlag. Wir packten unsere Sachen und verließen Russland im März 2022.

taz: Sie kritisieren Russlands Krieg gegen die Ukraine. Welche Konsequenzen hat das für Sie in Russland?

Abgarjan: Bislang wurde ich noch nicht als „ausländische Agentin“ eingestuft. Vielleicht geht das auch nicht, weil ich keine russische Staatsbürgerin bin. Aber meine Bücher wurden aus russischen Bibliotheken verbannt und mein Name von Theaterplakaten entfernt. Trotzdem werden meine Stücke in Russland weiter gespielt – manchmal eben ohne meinen Namen.

taz: Trotzdem sind Ihre Bücher und Stücke in Russland weiterhin präsent. Warum ist es Ihnen wichtig, diese Verbindung beizubehalten?

Abgarjan: Mir ist wichtig, dass die Menschen in Russland meine Bücher weiter lesen können. Dort leben viele anständige Menschen, die den Krieg nicht unterstützen und unter dem leiden, was geschieht. Sie sollen nicht nur Propaganda hören, sondern auch andere Stimmen und andere Literatur kennenlernen. Es wäre falsch, alle Menschen in Russland zu Feinden zu erklären, man muss eine Brücke offenlassen. Denn eines Tages werden gerade diese Menschen gebraucht, um Verantwortung zu übernehmen, Reparationen für die Ukraine zu leisten und das Geschehene, soweit es überhaupt möglich ist, wiedergutzumachen. Ihnen müssen wir die Hand reichen.



Narine Abgarjan: „Vom Himmel fielen drei Äpfel“. Aus dem Russischen von Maria Rajer. List Verlag, Berlin 2026, 304 Seiten, 23,99 Euro



Foto: Anna Danilova

Narine Abgarjan geboren 1971, wuchs in der armenischen SSR auf und lebte später in Russland. Nach Beginn des Ukrainekriegs 2022 verließ sie das Land, heute pendelt sie zwischen Armenien und Ludwigsburg.

Anzeige

Geb., 564 S., 3 Abb., € 40 | 978-3-98722-011-1

SKANDALE
IN
UNIFORM

Die lange Geschichte
des Rechtsradikalismus
in der Bundeswehr

Eine lange
Geschichte von
»Einzelfällen«

Hamburger
Edition

Mein Geliebter, mein toter Geliebter

Was bleibt nach sechzig Jahren tiefer Verbundenheit und geteilter Welterfahrung? Ein Jahr lang trauert Helga Schubert und blickt hinter die Fassaden des gemeinsamen Lebens mit ihrem verstorbenen Ehemann

Von **Nina Mueller**

Es genügt ein einziger Buchstabe, in Helga Schuberts neuem Roman, damit klar wird: Et was ist unwiederbringlich vorüber. Der Neologismus „Derden“, einst für ihren Ehemann erdacht, bedeutet aufgeschlüsselt nicht mehr „der, den ich liebe“, sondern: „Derden, der, den ich liebte“. Eine minimale Verschiebung, doch manifestiert der eingefügte Konsonant „-t-“ Schuberts Zugeständnis an die Vergänglichkeit des Irdischen.

Derden, ihr „Lebensmensch“, verstarb letztes Jahr im August und mit der Nacht vor seinem Tod setzt dieses autobiografische Buch, „Die Woche danach“, ein. Mit Sorgfalt wählt die Autorin ihre Worte. Entlang unzähliger Zeilenumbrüche, als atmete sie vor jedem Gedanken tief ein und aus, bewegt sich Schubert schreibend voran. Sie erkundet den sich ihr neu eröffnenden Raum, der sie mit der ontologischen Ambiguität von An- und Abwesenheit eines geliebten Menschen konfrontiert.

Sechzig Jahre tiefer Verbundenheit, davon erzählte Schuberts 2023 veröffentlichtes Prosawerk „Der heutige Tag. Ein Stundenbuch der Liebe“. Sie schilderte darin nicht nur Anfang und Werden ihrer Liebesbeziehung in der damaligen DDR, sondern auch ihren von der palliativen Pflege des Ehemannes bestimmten Alltag. Zehn Jahre lang pflegte Schubert den an Demenz erkrankten Derden – der mittlerweile im Rollstuhl saß – in ihrem gemeinsamen Zuhause in einem Dorf in Mecklenburg-Vorpommern. Das Miteinander war, trotz gesundheitlicher Einschränkung, voller zärtlicher Gesten und geteilter Welterfahrung, selbst wenn Letztere sich auf Haus und Garten beschränkte. Ihre Kommunikation fand durch Berührungen, das Vorlesen von Gedichten, gemeinsames Singen, Musikhören und das Beob-

achten der Natur statt. Noch in der Todesnacht lebte das Paar diese taktilen und sinnliche Zweisamkeit. Was die Phänomenologie mit dem Begriff der zwischenleiblichen Resonanz zu erfassen versucht, lässt sich anhand der Lektüre von Schuberts Büchern „Der Tag“ und „Die Woche“ eindrücklich nachvollziehen.

Jene aufreibenden Jahre der Pflege waren auch Jahre des behutsamen Abschieds. Als Derden mit 98 Jahren stirbt, ist Helga Schubert darauf vorbereitet. Gedanklich sortiert durchlebt sie die ersten Stunden nach seinem Tod. Macht Anrufe, empfängt Menschen, die mit ihr am Totenbett wachen. Mit dem Polizisten zum Beispiel, der keine Leichen sehen kann, aber der 85-jährigen Schubert immerhin gut zuspricht: „Ich solle immer das Licht am Ende des Tunnels sehen, seine Mutter habe in meinem Alter auch noch einen neuen Mann gefunden.“ Selbst in Momenten wie diesen blitzt sie auf, die Schubertsche Lakonie. Als der Leichnam in die Obhut der Bestatter übergeben wird, kommt es jedoch zu einer von zwei Erschütterungen in diesem Buch: „Und dann hakten sie einen Reißverschluss ein und zogen ihn über seinem Körper zu, bis der Reißverschluss des grünen Seesacks über seinem lieben toten Gesicht geschlossen war. Auf diesen Reißverschluss war ich nicht gefasst.“

Vielfach in Kriminalfilmen reproduziert, lässt gerade dieses Bild Schubert in der neuen Realität ankommen, hoffend: „Sie werden ihn doch sorgsam lagern.“ Gegenstände werden gelagert, weshalb die Wahl zunächst objektivierend anmutet. Doch der Anblick des verhüllten Toten negiert die vom Paar etablierte Zwischenleiblichkeit radikal – ein Abstand tut sich auf und Schubert notiert akkurat, um 18:10 Uhr die Verantwortung abgegeben zu haben. Damit einher geht der Gewinn an Autonomie, die sie die



Seinetwegen: Schriftstellerin Helga Schubert mit ihrem Mann, dem Maler und Psychologieprofessor Johannes Helm
Foto: Bildschirmfoto/ NDR

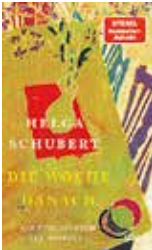
„Übriggelassene“ nach und nach gewährt. Auf diesem Entwicklungsprozess liegt der Fokus des Romans, worin Schuberts Phase einer reaktiven Depression, in zwei Sätzen umrissen, weitgehend als Leerstelle firmiert. Mit der für sie typischen Poetik der Destillation rückt die Autorin anstelle von Introspektion lieber Ereignisse und Begegnungen (mit Mensch, Tier und Pflanze) ins Zentrum. Sicht-, Hör- und Fühlbares wird dokumentarisch und mit Gespür für Prägnanz erfasst. Worauf es ankommt, weiß Schubert genau. Subtext entsteht bei ihr durch die Auswahl und Montage jener Erträge ihrer Beobachtungsfülle.

Im Vorgängerbuch „Der heutige Tag“ war Schubert mit Derden ständig über das Babyphone verbunden. Nabelschnur nannte sie es, die nun durchtrennt wird, indem die Witwe das Gerät aus dem Haus entfernt. Damit legt Schubert die übernom-

mene Mutterrolle ab. Tägliche Routinen verändern sich, gelten nunmehr ihrem Wohlbefinden und nicht mehr allein Derdens. Selbstsorge, früher nahezu undenkbar, ist wieder möglich. War lange Zeit Derden im Mittelpunkt, ist es nun Schubert, auf die ein prüfender Blick fällt. Eine befreundete Ärztin bemerkt im Gesicht der Autorin zufällig einen verdächtigen Fleck. Schubert kümmert sich sofort darum – noch vor Derdens Beerdigung. Außerdem bezieht sie ein neues Zimmer, ihre „Höhle“. Im Zuhause, das bis zu seinem Tod auf Derdens Bedürfnisse zugeschnitten war und dem man nicht ansieht, „dass es ein Zement-Asbest-Fertigteilhaus ist.“

Gegen Ende des Trauerjahrs wagt Schubert, hinter die Fassade ihres gemeinsamen Lebens zu blicken. Schmerz und Wut brechen sich Bahn, als sie sich eingestehen muss, bereits vor Derdens Erkran-

kung existentielle Kompromisse gemacht zu haben: Seinetwegen blieb sie in der von ihr verhassten „Zwergendiktatur“; seinetwegen verzichtete sie im wiedervereinigten Deutschland auf eine Karriere als Politikerin. Die massivste und erschütterndste Erkenntnis betrifft jedoch etwas Grundsätzliches: Derdens Geringschätzung gegenüber Schuberts schriftstellerischer Arbeit. Wie die Autorin auf diese bittere Wahrheit hinschreibt und dabei die Komplexität von Trauer und Liebe beleuchtet, ist lehrreich zu lesen. Geschickt komponiert endet das Buch, wie es anfängt – mit einer Verschiebung. „Mein Geliebter, mein toter Geliebter“, lautet die allerletzte Zeile, und sie führt das Paar aus dem Bereich der Fürsorge zurück in den des Begehrens. Selbstbestimmt markiert sich Schubert als Geliebte und Individuum, und zwar als eines im Übergang.



Helga Schubert: „Die Woche danach. Ein Stundenbuch der Hoffnung“. dtv Verlag, München 2026, 176 Seiten, 22 Euro

Anzeige

EDITION • LE MONDE diplomatique
Südamerika
Koloniale Narben, radikale Gegenwart

Jetzt bestellen

11 Euro, zzgl. Auslandsversand
96 Seiten, broschiert
shop@taz.de
monde-diplomatique.de/edition39

Dieser Sommer, der sich nicht beeilt

Eine Kneipe wird zum Zufluchtsort einer improvisierten Gemeinschaft in Lena Müllers Roman

Von **Sophia Zessnik**

Es ist heiß. Schrecklich heiß. So heiß, dass das Wasser auf dem Asphalt vor Gundas Kneipe verdampft. Hier verbringen Eli und ihr Sohn Esra die Tage eines schier endlosen Sommers – zusammen mit anderen, die aus ihren überhitzten Wohnungen fliehen, um gemeinsam zu essen und einander Geschichten zu erzählen. Die Kneipe wird zu einem Ort jenseits des Alltags, einer Art Zwischenraum, in dem die Regeln des sonstigen Lebens für ein paar Stunden außer Kraft gesetzt sind.

Eli, die gerade ihren Job als Übersetzerin verloren hat, findet in dieser improvisierten Gemeinschaft einen Halt, den das eigene Leben ihr gerade nicht bietet. Der Verlust der Arbeit hat eine Lücke hinterlassen, die nicht nur finanzieller Natur ist, es ist auch der Verlust einer Struktur, eines Sich-Verortens in der Welt. Hinzu kommt eine tiefer sitzende Sorge: Dass KI immer größere Teile ihrer Arbeit übernimmt, dass ein Beruf, den sie einmal gelernt und geliebt hat, sich unter ihren Händen auflöst. Dass ausgerechnet eine Übersetzerin im Zentrum des Romans steht, überrascht kaum, wenn man weiß, dass auch Lena Müller selbst als

Übersetzerin arbeitet: Unter anderem übertrug sie zuletzt die Romane von Hugo Lindenberg ins Deutsche.

Die Runde um Gundas Kneipe füllt die entstandene Lücke, zumindest vorübergehend, mit etwas anderem: mit Zeit, mit Nähe, mit dem Erzählen von Geschichten, die vielleicht wichtiger sind als das, was man „eigentlich“ tun sollte. Die 1982 geborene Lena Müller hat mit „Club der Verschwenderinnen“ ein feinfühliges Buch über das Zusammenkommen in der Krise geschrieben – in einem Sommer, in dem selbst die „Mirabellen“ schon bei leichten Berührungen aufplatzen. Diese Bildsprache ist bezeichnend für den gesamten Roman: Alles scheint kurz vor dem Überkochen, kurz vor dem Zerplatzen zu stehen – wie der Asphalt, den die Frauen zeitweise aufhacken –, und doch bleibt die Erzählung erstaunlich ruhig, fast schwebend in ihrem Ton. Einen Gegenpol zu Elis Zukunftssorgen bilden die Erzählungen Gundas und der anderen, die immer wieder von der DDR berichten. Geschichten, die eine andere Zeitlichkeit in die schwüle Gegenwart der Kneipe tragen und die Frage aufwerfen, was von einem Leben, einer Arbeit, einer Ordnung bleibt, wenn sich die Verhältnisse grundlegend ändern.

Zeitweise fragt man sich, wo dieses Buch noch hin will, wo es enden wird. Es gibt keinen klaren Spannungsbogen im klassischen Sinne, keine Auflösung, auf die man zielstrebig zu steuert. Selbst ein Exkurs zur heutigen politischen Situation im Osten – ein Zwischenfall am Rande – vermag die Grundstruktur kaum zu erschüttern. Für Lena Müller, die als Autorin bereits 2021 mit ihrem Debütroman „Restlöcher“ in Erscheinung getreten ist, scheint die Frage nach dem Wohin auch nicht zentral zu sein. Ihre Figuren existieren einfach, unaufgeregt und eigensinnig zugleich, und man folgt ihnen als Lesende dabei – durch die Hitze, durch die Kneipe, durch einen Sommer, der sich nicht beeilen will. Gerade in diesem Verzicht auf plotgetriebene Dramatik liegt die eigentliche Stärke des Buches: Es vertraut seinen Figuren und ihrer Beiläufigkeit.

So wird „Club der Verschwenderinnen“ zu einem Buch, das weniger von dem lebt, was passiert, als von der Atmosphäre, die es erzeugt – von der Schwüle eines Sommers, der zum Sinnbild für einen ganzen Lebensabschnitt wird, in dem Altes verschwindet und Neues sich noch nicht gezeigt hat.



Lena Müller: „Club der Verschwenderinnen“. Edition Nautilus, Hamburg 2026, 152 Seiten, 22 Euro

Eine Hochhaus-siedlung am Pariser Stadtrand in der Nähe vom Bezirk La Defense: Ihr Architekt Emile Aillaud setzte sich für eine humanere Architektur der Vororte ein
Foto: Hechtenberg/Caro/picture alliance



Widersprüche ertragen

Überall da, wo Autoren wie Édouard Louis Fenster zuschlagen, öffnen Laura Vazquez und Thibault Daelman sie wieder: Neue Herkunftserzählungen aus dem Mutterland der Autofiktion

Von David Hinzmann

Frankreich ist das Mutterland der autofiktionalen Herkunftserzählung, hier lebt die mit dem Nobelkreis gekrönte Königin dieses Genres: Annie Ernaux. Mit männlichen Mitstreitern wie Didier Eribon und Édouard Louis klagte sie eine ungerechte Klassengesellschaft an, denn im Europa der ausgehenden 1990er Jahre bestimmte verstärkt die soziale Herkunft über das persönliche Schicksal. Die in der Nachkriegsgesellschaft durch Bildungsexpansion und Wohlfahrtsstaat aufgestoßenen Handlungsfenster für die, die qua Herkunft nicht über die notwendigen ökonomischen Mittel verfügten, schlossen sich wieder.

Ihre Romane waren erste Warnmeldungen für eine populistische Revolte, die ab 2016 alle westlichen Gesellschaften ergriff: Brexit, Trump, AfD. Die Literatur war der Gesellschaft voraus, spürte Frustrationen und Enttäuschungen der vermeintlich Abgehängten, bevor sie im politischen und medialen Diskurs präsent waren. Ein Mittel: literarpopulistische Anklagen an das System aus einer linken Perspektive („Wer hat meinen Vater umgebracht“, Édouard Louis).

Allein: Schon als im Jahr 2017 der heutige US-amerikanische Vizepräsident J. D. Vance ein ähnliches Buch („Hillbilly Elegie“) mit konservativer Schlagrichtung vorlegte, wurde man stutzig. Er bediente sich darin des gleichen gegen die Elite gerichteten Populismus. Nur eben unter rechten Vorzeichen – seine Mittel sind die gleichen. So wohltuend (zumindest von linker Seite) und wichtig die Klagen waren, ist heute in einer Gesellschaft, in der populistische Vereinfachung Gräben schafft, wieder literarische Innovation nötig, die auch Widersprüche erträgt.

Jetzt haben ausgerechnet wieder zwei junge französische Stimmen Romane vorgelegt, die eine andere Richtung einschla-

gen. Mit neuen ästhetischen und inhaltlichen Impulsen hauchen Laura Vazquez und Thibault Daelman dem Genre der Herkunftserzählungen neues Leben ein.

Die ersten Seiten von Laura Vazquez’ zweitem Roman „Die Kräfte“ lesen sich wie eine Blaupause jeder Herkunftserzählung. Eine junge queere Frau aus der Arbeiterklasse leidet darin an den Fesseln, die ihr eine homophobe Klassengesellschaft angelegt hat. Die namenlose Ich-Erzählerin geht den alltäglichen Ausdrucksformen dieser gesellschaftlichen Disziplinierung auf den Grund, sie machen sich bis in den innersten familiären Kosmos in jeder Interaktion bemerkbar: „Die Verflachung der Persönlichkeit ist ein normaler Prozess. Er zerstört die Einzigartigkeit des Individuums zugunsten einer uniformen Anonymität.“

Über unzählige Seiten erstreckt sich dieses Leiden an der



Laura Vazquez: „Die Kräfte“. Aus dem Französischen von Sonja Finck. park x ullstein, Berlin 2026, 288 Seiten, 23 Euro



Thibault Daelman: „Schattengrenze“. Aus dem Französischen von Nicola Denis. Matthes & Seitz, Berlin 2026, 240 Seiten, 24 Euro

Gesellschaft, beim Lesen wird man irgendwann stutzig – meint die Erzählerin oder die Autorin das ernst? Handelt es sich etwa um ihr eigenes Schicksal? Vieles ließt sich wie der innere Monolog einer Erstsemester-Powi-Studentin, der im Lektürekurs „Das Kapital verstehen“ ein Licht aufgegangen ist: „Meine Eltern liebten die Norm, und zwar abgöttisch. Anbetung schützt davor, sich selbst anstrengen zu müssen. Die Norm setzt dir ein Ziel. In unserer Zivilisation ist das Ziel, das die Norm dir setzt, ein ökonomisches.“

In der Entdeckung ihrer Queerness sieht die Erzählerin sich gezwungen, aufzubegehren. Ihre Gewissheiten über die eigene Unfreiheit kommen ins Wanken, als sie queere Dating-Apps entdeckt. Wie ist das in einer heteronormativen Gesellschaft möglich?

Sie trifft sich mit Frauen in Cruising Areas, wird in einer Bar in die lesbische Subkultur eingeführt. Doch auch hier stellt sie enttäuscht fest: Alle denken in vorgefertigten Mustern. Endlich wacherüttelt aus ihrem Selbstmitleid wird sie von Claudie, die ihr als „eine alte, sehr mächtige Lesbe“ vorgestellt wird: „Du glaubst, ‚die anderen‘ würden sich der Gemeinschaft unterordnen, ja sogar unterwerfen. Du glaubst, ‚die anderen‘ würden Worte gedankenlos nachplappern und ihre Geschichte ignorieren. Aber was ist mit dir? Mit deinem Schwarz-Weiß-Denken? Kausalität oder freier Wille. Überzeugungen oder Tatsachen. Determiniertheit oder Autonomie. Hältst du dich für originell? Das ist ein alter Schuh, so alt wie Saturn.“

Ab diesem Zeitpunkt wird „Die Kräfte“ zu einem Fest. Die Handlung kippt ins Surreale und verlässt die falsch gelegte Spur der konventionellen Herkunftserzählung. Vazquez spielt mit den Erwartungen der Leser:innen an einen authentischen Bericht aus der Gosse und unterläuft sie gekonnt – hier geht es gar nicht um das Leben der Autorin. Stattdessen schickt die

mächtige Lesbe die namenlose Protagonistin durch ein Portal auf eine Reise in eine Parallelwelt, um ebenjener Frage auf den Grund zu gehen, den Herkunftsliteratur häufig bewusst ignoriert: Wie kann man wieder Selbstbestimmung in einer ungerechten Gesellschaft erlangen?

Vazquez begegnet dieser Frage ohne ideologische Voreingenommenheit à la „Jeder ist seines Glückes Schmied“. Ihre Protagonistin trifft auf ihrer Reise einen Sozialarbeiter, der an der Absurdität von Bürokratie, die den Menschen nicht helfen möchte, zugrunde geht. Er landet in der Parallelwelt, wo er sich fortan wie ein Versicherungsvertreter kleidet. Oder auch einem Sektenvertreter, der der Besucherin drei verschiedene Sekten mit unterschiedlichen Deutungsangeboten schmackhaft macht – mindestens so viele Deutungen bietet auch der Roman der 40-jährigen Französin mit spanischen Wurzeln Laura Vazquez, legt sich abschließend nicht fest.

Ähnlich virtuos tobt sich Thibault Daelman in seinem Debütroman „Schattengrenze“ aus, allerdings unter ganz realistischen Vorzeichen. Klassisch autofiktional erzählt der 36-jährige Franzose von seiner Jugend in einer kinderreichen Arbeiterfamilie in der Pariser Banlieue, der Vater ist Alkoholiker. Ein ähnliches Ausgangssetting also, das Daelman aber dadurch aufbricht, dass er Fenster von Handlungsmöglichkeiten und Selbstbestimmung öffnet.

In der Figur der Mutter kommen die ungerechte Klassengesellschaft und das Patriarchat zusammen. Mit fünf Söhnen muss sie ihren arbeitslos rumhängenden Mann ertragen, sie beleidigt ihn tagtäglich und schafft sich Freiraum, indem sie andere Männer mit nach Hause bringt. Und der Ehemann? Wird einfach auf das Sofa abgeschoben. An dem sensiblen Sohn, der aus der Ich-Perspektive berichtet, geht das natürlich nicht spurlos vorbei. Die rohe Sprache der Mutter trinkt den Alltag in Gewalt.

Trotzdem – noch so eine Ambivalenz – kümmert sich die Mutter um ihre Söhne, sorgt dafür, dass sie auf eine Privatschule gehen können. Überall da, wo Autoren wie Édouard Louis Fenster zuschlagen, öffnet Daelman sie. In dem Elend, das die winzige Wohnung der Familie ohne Zweifel darstellt, flüchtet sich der Sohn in die Sprache, die dieser Widersprüchlichkeit eine Form verleiht: „Ich

Sie spielt mit den Erwartungen an einen Bericht aus der Gosse

würde das Leben gerne hassen, aber giere nach ihm. Mein Hirn bringt Gedanken hervor, zu denen ich außerstande bin. Meine Augen hungern nach einer Welt, vor der mir graut.“

Das ist explizit nicht als sedierend zu verstehen im Sinne von: So schlimm ist es dann doch nicht. Sondern als Wiedererlangung von Handlungsmacht und Würde. Alle Figuren in diesem Roman kommen zu ihrem Recht, liebevoll und zugleich ehrlich werden sie dargestellt: „Unabhängig von der Art der Trunkenheit berauschte sich die – in der Tat schräge – Dame vor allem und besonders an Gedichten“, heißt es dort über eine alkoholranke Französischlehrerin, die ihren Schülern die Begeisterung für Literatur eröffnet.

Ironischerweise ist die einzige Figur, die ihr Fett wegbe-kommt, die eines Klassenübergängers, der einen sozialen Aufstieg hingelegt hat. Normalerweise dominiert diese Figur die Handlung autofiktionaler Herkunftsrömane als Protagonist, bei Daelman kommt er nur in Form eines vernobten Bruders vor, der es an eine Elitehochschule geschafft hat. Seinen eigenen sozialen Aufstieg, von dem die Veröffentlichung dieses Romans zeugt, macht Daelman hingegen nicht zum Teil der Handlung. Er entgeht dadurch der Falle, retrospektiv sich seiner proletarischen Familie zu entheben und ihre Andersartigkeit zu sezieren.

Daelman und Vazquez sind zwei bemerkenswerte Auseinandersetzungen mit der Wirkmächtigkeit sozialer Strukturen gelungen. Zu einem eindeutigen Urteil lassen sie sich nicht verleiten, im Gegenteil: Ungerechtigkeiten werden zwar benannt, aber nicht auf einen Nenner heruntergebrochen. Sie tun das mit einer ganz eigenen Sprache, die Worte für die Gleichzeitigkeit von Glück und Elend findet.

Nick Srnicek
SILICON EMPIRES
Der Kampf um die Zukunft der KI

Geb., 216 S., 9 Abb., 25 €, 978-3-98722-012-8

Hamburger Edition

Der Kampf um die Zukunft der KI



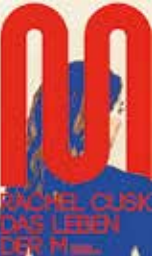
Ahmad Mansour: „Haltung ohne Hass. Eine Aufforderung“. Berlin Verlag, Berlin 2026, 208 Seiten, 22 Euro

Mit geöffneten Armen

Zwist um politische Grundsätzlichkeiten zieht sich seit Langem durch Familien, Freundeskreise und andere Nahbereiche menschlichen Lebens, nicht erst seit Fragen um Corona, den russischen Krieg gegen die Ukraine, Israel bzw. Gaza und Migration. Viele plädieren inzwischen, um des lieben Friedens willen, für die Tugend des Beschweigens: starke Differenzen im Weltanschaulichen unausgesprochen zu lassen. Der in Berlin lebende, Talkshow-bekannte Psychologe und Buchautor Ahmad Mansour spricht sich für das Gegenteil aus: Streit. Nicht als Tugend, sondern als notwendige Voraussetzung, um überhaupt aus den eigenen, wie er es in seinem Buch „Haltung ohne Hass“ nennt, „Echokammern“ hinauszugelangen.

Mit allen reden, auch wenn es ungemütlich ist, hilft, so Mansour, der eigenen Bequemlichkeit Unruhe zu gönnen. Der Autor schlägt dies auch in eigener Sache vor, denn tatsächlich wird der aus der politischen Linken kommende und als palästinensischer Israeli aufgewachsene Spezialist für Extremismen aller Art, vor allem des islamistischen, als Diskussionspartner gern gemieden. Das schildert er, ohne Hass und ohne namentlich zu werden, in einigen Passagen seines erfrischend coolen Buches, eindrucklich: Er möchte mit allen reden – aber diese (etwa aus den Kulturszenen) nicht mit ihm. Das ist auch deshalb schade, weil Mansour in vielen Anekdoten aus seiner Beratungspraxis in Schulen oder Gefängnissen schildert, wie fruchtbar Vielstimmiges sich auf das

eigene Denken auswirken kann. Er verwahrt sich strikt gegen Generalverdächtigungen und kommt deshalb umso intensiver auf die blinden Flecken der aktivistischen Linken zu sprechen: im religiös anmutenden Wahn gerade Jugendlicher, der islamistisch drapiert wird, Kerne von Verzweiflung, Wut, Auswegsarmut zu erkennen. Die titelgebende „Haltung“, die er, der als junger Mann selbst in islamistischen Milieus Sinn suchte, als innere Grundlage für nötig hält: Anerkennung für das Andere, Fremde; Verzicht auf den Anspruch auf letzte Wahrheiten, Zumutungen aushalten. Mansour, wie man ihn von Podien kennt, lebt diese Ansprüche vor. Sein Buch transportiert gelungen die Idee, die eigenen Arme zum Willkommen geöffnet zu halten. Jan Feddersen



Rachel Cusk: „Das Leben der M“. Aus dem Englischen von Eva Bonné. Suhrkamp Verlag, Berlin 2026, 175 Seiten, 25 Euro

Aus dem Leben eines Schwans

Rachel Cusks neuer Roman „Das Leben der M“ warf Fragen auf, bevor die erste Seite überhaupt gelesen werden konnte. Schon vor der Veröffentlichung des Buches wurde spekuliert, die Schauspielerin, über die Cusk in dem Roman schreibt, sei Natalie Portman. Darauf deuten biografische Ähnlichkeiten hin, etwa Ms Durchbruchrolle in einem Film mit sexuellen Motiven, in dem sie als junges Mädchen mitwirkte, oder ihre Rolle als Ballerina, die großen Anklang fand. Portman selbst spielte mit 12 Jahren in „Léon der Profi“ und später die Hauptrolle in „Black Swan“. Cusk und Portman kennen sich und leben beide in Paris. In „Das Leben der M“ schlägt eine namenlose Autorin ihrer Freundin M vor, eine Autobiografie über sie zu schreiben. M willigt ein. Beide wohnen in einer namenlosen Stadt, die

an einem Fluss liegt und einen hässlichen Turm hat. Ihre Häuserfassaden werden von Ms Gesicht für eine Werbekampagne geschmückt. Cusk nutzt den Beruf der Schauspielerin, um über Echtheit nachzudenken. M weiß nicht, wer sie ist, außerhalb von ihren Filmrollen. Ihr kommt es unmöglich vor, Gefühle oder Gedanken zu haben, wenn sie die nicht über eine Filmfigur nachvollziehen kann. Sollte sich eine ehrliche Emotion in ihr hochkämpfen, droht M in Panik zu verfallen. Die Autorin legt die innersten Vorgänge einer Person dar, die so öffentlich ist, dass jeder glaubt, sie zu kennen. Wie um die fehlende emotionale Tiefe von M zu unterstreichen, bewegt sich Cusk aber an der Oberfläche von allem, was sie beschreibt. Ms Erfahrungen mit Mobbing in der Schule oder der sexuelle Missbrauch

als Kind am Filmset scheinen mehr nüchterne Tatsachen als einschneidende Ereignisse zu sein. Bis zum Ende deutet alles auf einen Schlüsselroman hin. Als sich M jedoch bei der Autorin über das Geschriebene beschwert, versteht diese nicht, wie sie M gekränkt haben soll. Sie habe sich die Figur doch ausgedacht. Alles, was die Leser*innen über M gelernt haben, ist also vielleicht gar nicht echt. Was nach dem Eintauchen in Ms vermeintliches Inneres bleibt, ist nur die Erkenntnis, dass es nicht viel zu wissen gibt. Das frustriert, und ist clever. Denn dass das Wenige, was man an Substanz von M zu greifen bekommt, gar nicht echt ist, unterstreicht letztendlich, was Cusk in ihrem Roman versucht zu thematisieren: Echtheit als Konstrukt, nicht unähnlich dem Schlecht. Ann Toma-Toader



Augustine Sedgewick: „Männer, Väter, Patriarchen. Eine Geschichte von Liebe und Macht. Eine überraschende Geschichte der Vaterschaft“. C.H. Beck Verlag, München 2026, 362 S., 30 Euro

Charles Darwin war ein lieber Papa

„Männer, die über Männer schreiben, haben die Geschichtsschreibung seit ihren Anfängen vor Tausenden von Jahren bis heute beherrscht [...] Doch während immer mehr außergewöhnliche Bücher über Mutterschaft erscheinen, ist das Thema Vaterschaft vergleichsweise vernachlässigt worden.“ Dem will Augustine Sedgewick Abhilfe verschaffen. Anhand von acht historischen Einzelschicksalen erzählt der US-amerikanische, in Harvard promovierte Historiker seine „Geschichte von Liebe und Macht“ – denn was eint Aristoteles, Augustinus, Heinrich VIII., Thomas Jefferson, Emerson und Thoreau, Charles Darwin, Sigmund Freud und Bob Dylan? Sie alle waren „Männer, Väter, Patriarchen“. Begonnen hatte Sedgewick seine Recherche nach der Geburt seines

eigenen ersten Kindes, inmitten der aufkommenden Me-too-Bewegung. Es gehe ihm darum, eine neue Vorstellung davon zu finden, was es bedeute, Vater zu sein, so der Autor in einem Statement zum Buch. Schließlich sei Vaterschaft eines der am weitesten verbreiteten und beständigsten Machtkonzepte in menschlichen Gesellschaften. In von Holger Hanowell elegant übersetzten Worten folgt der Leser so den Biografien großer Männer, die stellvertretend für angrenzende kulturwissenschaftliche Themenfelder stehen: von Natur bis Zuhause, über Gott, König, Nation, Geld, Familie und Krieg. Statt theorieüberladener Familiengeschichte lesen sich die detailverliebten Essays so süffig, dass man zuweilen über die anekdotische Erzählstruktur fast vergisst, warum man eigentlich hier ist. So lernt man bei-

läufig, dass es im England des 18. Jahrhunderts ein Volumenmaß namens „hogshead“ (zu Deutsch: Schweinekopf) gab, oder dass Sigmund Freud als Siebenjähriger einmal auf den Schlafzimmerboden seiner Eltern pullerte. Dass die Geschichte der Vaterschaft hier ausschließlich anhand historischer westlicher Patriarchen verhandelt wird, bleibt dabei eine Leerstelle, die man mit gutem Willen vielleicht mit dem eigenen autobiografischen Interesse des Autors und dem auswahlbedingt willkürlichen Konzept zugunsten der Unterhaltung erklären kann. Ein bisschen mehr Kontext hätte dem Ganzen trotzdem gut getan. Zumindest um über den Verdacht erhaben zu sein, dass hier am Ende vielleicht doch wieder einfach ein großer Mann über große Männer schreibt. Hilka Dirks



Karl-Martin Hentschel, Kai Beutler, Roman Huber: „Starke Kommunen – Das Herz der Demokratie schlägt vor Ort“. Oekom, München 2026, 120 S., 14 Euro

Ein Stärkungsprogramm für das kommunale Herz der Demokratie

Die Kommunen sind „das Herz der Demokratie“, schreiben Roman Huber (Verein Mehr Demokratie), Karl-Martin Hentschel (Netzwerk Steuergerechtigkeit) und Kai Beutler (DGB und attac). Ihre besorgte Diagnose: Das Herz schlägt immer schwächer, weil die Kommunen durch chronische Unterfinanzierung Infrastruktur nicht mehr aufrechterhalten können. Dadurch steigt parallel zu den Temperaturen im Klimawandel auch die Unzufriedenheit mit der Demokratie und damit der Aufstieg von AfD & Co. Die Autoren schlagen deshalb ein umfassendes Programm vor, um Kommunen stark zu machen. Un-

ter anderem mit mehr Selbstverwaltung. Staatliche Aufgaben wie Gesundheit, Klimaschutz oder Bildung könnten an lokale Gremien delegiert werden. Dezentrale Staaten wie Dänemark oder die Schweiz machen es vor: Dort können Gemeinden vielfach selbst darüber entscheiden, wofür Steuern vor Ort eingesetzt werden. Wenn davon Schulen oder Schwimmbäder gebaut werden, ist die Bewohnerschaft nachweisbar motivierter, Steuern zu zahlen. Auch das Gesundheitswesen einschließlich ambulanter Versorgung könnte dezentral wohl besser und billiger organisiert werden. Und eine kommunale Arbeitsberatung wäre effek-

tiver „als ein von Nürnberg ferngelenktes Arbeitsamt“. Ein weiterer Vorschlag: Investitionen ins Gemeinwohl und die öffentliche Daseinsvorsorge. „Stadtwerke genießen etwa dreimal so viel Vertrauen wie externe Großkonzerne, die öffentliche Wasserversorgung sechsmal so viel Vertrauen wie eine private, Sparkassen doppelt so viel wie private Banken“, schreiben die Autoren. Klimaschutz sollte dabei kommunale Pflichtaufgabe werden. Zur Finanzierung schlagen sie Änderungen am Steuersystem vor, unter anderem eine erhöhte Einkommenssteuer als Hauptfinanzquelle der Kommunen. Ute Scheub





Wer hier lebt, entwickelt ganz bestimmt eine Mauermacke

Frank Lehmann stolpert wieder durch Westberlin. Für einen Tag schickt Sven Regener die von ihm ersonnene Kultfigur noch einmal durch die Stadt. Nur für einen Tag? All die Westberlinereien, die der spätere Herr Lehmann an jenem 23. Dezember 1980 erlebt, füllen gut 270 Seiten. „Frankie und Freddie“ heißt der neue Regener. Der ist so blöd, wie man es sich nur wünschen kann für einen Lehmann-Roman. Er hat aber auch fast kitschige Momente. Ja, ja, die Liebe! Und ganz nebenbei ist er so etwas wie ein Lehrbuch in leichter Romansprache, in dem man jede Menge über die Mauerstadt lernen kann.

Die Geschichte über die Jagd der Brüder Frank und Freddie Lehmann nach einer verloren gegangenen Tasche durch die verschneite Teilstadt ist mehr als eine bloße Liebeserklä-

rung an die Mauerstadt, auch wenn all die irren Romanfiguren so liebevoll beschrieben sind, dass man sie am liebsten sofort kennenlernen möchte. Diesen riesigen Ollie zum Beispiel, der in einem Overall voller Shell-Aufnäher an einer Aral-Tankstelle rumlungert und so tut, als wäre er der Tankwart. Auch die Drogenhöhle Schnaftfix, wo noch gesoffen und gefixt wird, wenn anderswo in der Stadt die Läden schon geschlossen sind, hätte man gerne mal selber in Augenschein genommen, auch wenn sie als ganz besonders abgefuckt beschrieben wird. Ach, und all die ganzen Künstler, die in der Mauerstadt nur das Beste sehen wollen und von der kreativen Kraft von Wall City schwärmen. Bruder Freddie gehört zu dieser Kunstszene – und H.R. Ledigt, der Mitbewohner in der Lehmann-WG.

Der macht aus Malen nach Zahlen in Rottönen große Kunst. Darauf eine Flasche Bier im Café Einfall! Auch so ein Sehnsuchtsort im Lehmann-Universum. Alles eine große Gaudi in diesem Westberlin? Eben nicht. Ein Wintersmog aus unzähligen Braunkohlekachelöfen liegt über der Stadt, in der man dunkle U-Bahnhöfe unter Ostberlin zu passieren hat, will man von Kreuzberg ins Schnaftfix im Wedding. Wer da aufwächst wie die Icke-ditte-weeße-Berliner entwickelt ganz bestimmt eine Mauermacke. Und auch all die neurotischen oder möchtegernneurotischen Wahlwestberliner werden am Tag vor Weihnachten ganz ernst. Fahren die Brüder nach Hause, um sich bei ihren Eltern in Bremen unter den Weihnachtsbaum zu setzen? Sie können es selbst nicht sagen.

Andreas Rüttenauer



Sven Regener: „Frankie und Freddie“. Galiani, Berlin 2026, 288 Seiten, 24 Euro

Von einem genialen Geschichtslehrer, der in Transkarpatien die europäische Integration der Ukraine ersann

Der Weg der Ukraine führt irgendwann unweigerlich nach Europa und in die EU, hieß es spätestens nach dem Euromaidan immer. Doch was, wenn die europäische Seite sich nicht oder zu spät bewegt? Eine aberwitzige Geschichte darüber hat der ukrainische Schriftsteller Andriy Lyubka bereits im Jahr 2015 ersponnen. In einem kleinen fiktiven Ort namens Wedmediw, in Transkarpatien nahe der ungarischen und slowakischen Grenze gelegen, haben die Dorfgauner sehr lange vom Schmuggel begehrter Waren gelebt, die über verschlungene Pfade ins Nachbarland gelangten. Geschichtslehrer Tys, ein glühender Nationalist und Proeuropäer, kommt eine Idee, wie die Grenze zur EU einfacher zu überqueren ist: durch einen Tunnel, der aber nun Ukrainer nach Europa schleusen soll – europäische

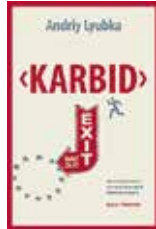
Integration mal anders. „Die Ukraine soll mit Europa vereint werden. [...] Wenn die Ukraine ein europäischer Staat ist, wenn der Mittelpunkt Europas in Transkarpatien liegt, wird es niemals gelingen, uns dem Schoß Europas zu entreißen“, so Tys in einer Rede

Vom Stil her erinnert Lyubkas Roman an alte Schelmenromane oder satirische Novellen. Den Witz bezieht er aus der korrupten Veranlagung vieler seiner Figuren, aber auch aus den Charakteren an sich. Bauen soll den Tunnel zunächst der „widerliche alte Totengräber“ Öcsi. Der geht dilettantisch zu Werk und kommt schließlich fast zu Tode. Da kommt Rechtsmedizinerin Uljana Kruk ins Spiel, der nachgesagt wird, allen Männern im Dorf den Kopf zu verdrehen und sie zu verführen. Sie wird nun selbst Teil des Plans, der

fortan professioneller verfolgt wird. Ein Tunnelbohrer wird angeschafft, und während nun sogar Loren nach Ungarn führen sollen, bekommt Tys Probleme in den eigenen Reihen.

Andriy Lyubka ist heute ein angesehener Autor in der Ukraine, er ist seit Anfang 2026 selbst Teil des ukrainischen Militärs. In „Karbid“ erzählt er nebenbei auch die Geschichte einer Region, die von vielen verschiedenen Herrschaften geprägt ist und in der viele Identitäten aufeinanderprallen. So erzählt er in dem Buch unter anderem von der ungarischen Räterepublik oder von der Sowjetzeit rund um das nahe gelegene Uschorod. Vielleicht würde Lyubka heute, nach Beginn des russischen Angriffskriegs, eine solche Groteske nicht mehr schreiben. Ihre Berechtigung hat diese Satire aber leider immer noch.

Jens Uthoff



Andriy Lyubka: „Karbid“. Aus dem Ukrainischen von Maria Weissenböck und Johannes Queck. Transit Verlag, Schwarzenbach an der Saale-Förbau 2026, 246 Seiten, 26 Euro

Die ruhiggestellte Tante

Afwezig (abwesend) sei sie gewesen, vorwiegend *inactief* und *negativistisch*, dazu *snibbig* (schnippisch), *kribbig* (mürrisch) und *vreemd* (seltsam). So stehen die Zuschreibungen in einer Akte aus den Niederlanden, auf die die Schweizer Kulturwissenschaftlerin Ina Boesch durch Zufall stößt: die Akte ihrer holländischen Tante Marleen, deren Jugend in die Zeit der deutschen Besatzung fällt. Schon das kleine Marleentje habe sich stets *minderwaardig* (minderwertig) gefühlt, sei viel krank und *boos* zu anderen gewesen. Auch die Zuschreibungen der Teenagerin fallen nicht positiver aus. Marleen beginnt zu halluzinieren und mit imaginierten Personen zu sprechen.

Boesch erzählt das alles im Du, spricht ihre Tante Seite für Seite di-

rekt an und lässt damit auch die Lesenden nicht davonkommen: Man steht selbst mit im Raum, wenn die Ärzte Marleen Etiketten anheften, die in der Akte stehen bleiben. Die Diagnose lautet schließlich Schizophrenie. Als nichts zu helfen scheint, greifen die Ärzte 1947 zu einem damals als modern geltenden Eingriff: der Lobotomie. Dabei durchtrennen Chirurgen Nervenbahnen im Frontallappen des Gehirns, um unruhige PatientInnen ruhigzustellen. Marleen wird durch den Eingriff still, aber nicht gesund; den Rest ihres Lebens verbringt sie in Anstalten. Sie war eine von Zehntausenden, vor allem Frauen, die Mitte des 20. Jahrhunderts Opfer dieser zweifelhaften medizinischen Praxis wurden, deren Ergebnis meist eine Ruhigstel-

lung ohne Heilung blieb. Eingestellt wurde die Lobotomie erst allmählich in den 1950er Jahren.

Aus dem Schweigen der Familie und den knappen, oft entwürdigenden Akteneinträgen über ihre Tante setzt Boesch nach und nach ein Leben zusammen, das sonst verschwunden wäre, und erzählt nebenbei ein Stück niederländischer Zeitgeschichte.

„Marleen. Von der Chirurgie des Wahns“ ist ein Buch ohne Abstand: Wer im Du liest, kann sich nicht hinter der Geschichte verstecken. Dieser erzählerische Ansatz Ina Boesch gibt der Tante im Buch die Stimme zurück, die ihr zu Lebzeiten genommen wurde. Beklemmend und berührend zugleich.

Sophia Zessnik



Ina Boesch: „Marleen. Von der Chirurgie des Wahns“. Hier und Jetzt Verlag, Zürich 2026, 256 Seiten, 34 Euro

Spätfolgen einer ersten Liebe

Am Studium ist besonders toll, dass man sich in einen offenen Raum gibt. Man lernt sich beim Lernen neuer Dinge selbst neu kennen, die Welt erscheint kaum begrenzt, und es gibt reichlich auszuprobieren. In so eine Welt gerät eine begabte amerikanische Studentin der Literatur, deren Name unbekannt bleibt. Sie lernt an der Uni zwei ebenfalls begabte Studenten kennen, die ihr ungefragt Spitznamen geben, erst Daisy, bald darauf Jordan. Der eine der beiden Studenten, Sam, wird ihr erster Freund an der Uni. Der andere, Yash, wird ihre erste Liebe.

Die Schriftstellerin Lily King schafft in „Herz König“ einen Collegekosmos

mit seiner sehr eigenen Mischung aus gegenseitiger Neugier und Konkurrenz, der zugleich aus vergangenen Zeiten stammt. Aus einer Zeit, in der in Seminaren Bücher aus bedrucktem Papier gelesen wurden, in der man sich in akademischem Dogmatismus genauso erprobte wie in der Liebe. Ihre Jordan, die als Ich-Erzählerin im Präsens spricht, hat einen sehr klaren Blick für alles, was sie umgibt, eine feine Nase für die Gerüche in der Küche, wenn sie zum ersten Mal mit Yash zu zweit frühstückt, während er in der Pfanne Kartoffeln für sein Rührei brät, und sie registriert sehr bewusst ihre Regungen bei der langsame Annäherung an Yash, die ei-

gene Hilflosigkeit ebenso wie seine mit Witz quittierend.

Ein Bruch bringt Jordan und Yash auseinander. Das Buch springt um ein paar Jahrzehnte in der Handlung voran, Jordan hat inzwischen einen anderen Partner und zwei Kinder. Unerwartet meldet Yash sich bei ihr, nach langer Funkstille. Man trifft sich, bringt einander auf den neuesten Stand. Das nächste Treffen zwischen ihnen wird dann dramatischer. Auch ändert sich der Erzählton. Aus der die ganze Realität erfassen wollenden Wachheit wird eine verengte Perspektive, in der Verlust und Trauer überwiegen. Weniger bitter hätte dem Schluss geholfen.

Tim Caspar Boehme



Lily King: „Herz König“. Aus dem Englischen von Eva Bonné. C. H. Beck Verlag, München 2026, 222 Seiten, 24 Euro

Ist es doch die Wirtschaft?

Der Soziologe Philip Manow bricht mit den herkömmlichen Deutungsmustern der Populismusforschung. Die Ursachen von Polarisierung und Radikalisierung sieht er im Ökonomischen

Von Hanno Rehlinger

Seit der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt hält die bürgerliche Mitte in Deutschland gespannt den Atem an. Doch auch in Mecklenburg-Vorpommern und Berlin bestätigte sich der Trend: Die Ränder gewinnen, die Mitte stürzt ab. Unter den vielen Analysen dieses Phänomens, die von einer Krise der Demokratie bis zur Faschisierung der Gesellschaft reichen, ist Philip Manows Buch „Spaltungslinien“ sicher eine der interessantesten.

Auf 141 Seiten stellt der Autor das herrschende Paradigma der Populismusforschung in Frage. Mit beißender Ironie führt Manow die gängigen kulturellen Deutungen vor, nach denen die Wählerschaft besonders rechtspopulistischer Parteien ihre eigenen ökonomischen Interessen nicht verstünde und sich zudem von engstirnigen Vorurteilen leiten lasse.

Dieses Paradigma diene, so Manow, vor allem der „bürgerlichen Linken“, die „faktisch-praktisch einverstanden mit den spät-kapitalistischen Verhältnissen scheint, die sie so grundlegend zu kritisieren glaubt“. Statt den Interessenkonflikt mit der Arbeiterklasse anzuerkennen, moralisiere sie ihn. „Die Behauptung vom exklusiv kulturellen Charakter unserer Konflikte erleichtert es denen mit den falschen Interessen‘ zu behaupten, schuld seien die mit den falschen Werten“.

Manow hält mit der These dagegen, dass hinter dem Siegeszug populistischer Parteien ökonomische Motive stehen. So habe etwa das Migrationsthema offensichtliche verteilungspolitische Konsequenzen, die Wohnraum, Arbeitsplätze und Sozialleistungen betreffen. Die Arbeiterschaft würde also nicht AfD wählen, weil sie rassistischer ist, sondern weil sie von den

sozioökonomischen Folgen von Migration stärker betroffen sei.

Die neue Hauptachse politischer Konflikte verlaufe nicht mehr zwischen links und rechts, sondern zwischen den Gewinnern und den Verlierern der Entmachtung des Nationalstaats. Sowohl links- als auch rechtspopulistische Parteien seien sich in einer entscheidenden Sache einig: ihrer Skepsis gegenüber dem supranationalen Projekt.

Dabei verweist Manow vor allem auf die ökonomischen Konsequenzen dieser Entwicklung. So machte es die neue Freizügigkeit in Europa leicht für Unternehmen, ihren Standort zu wechseln. In der Folge lieferten sich die Mitgliedsstaaten seit den 90ern einen Unterbietungswettbewerb, der zu historisch niedrigen Unternehmenssteuersätzen führte.

Durch Gesetzgebung der EU sei es den Parteien der Nationalstaaten oft gar nicht mehr möglich, eine arbeitnehmerfreundliche Wirtschaftspolitik zu machen. Supranationale Regelungen führten also zur faktischen Entmachtung nationaler Politik. Und nicht mal diese Entmachtung selbst stehe zur Wahl, weil alle etablierten Parteien in der entscheidenden Frage der europäischen Integration dieselbe Position vertreten.

Verläuft die neue Spaltungslinie zwischen EU-Befürwortern und -Gegnern, bedeutet das auch, dass sich Linke und Rechte auf derselben Seite des politischen Grabens wiederfinden. Und so behauptet Manow folgerichtig, dass sich die Ränder einander annähern. Nicht nur würden sich linke Parteien kulturpolitisch nach rechts bewegen (siehe BSW), sondern das wirtschaftspolitische Programm rechtspopulistischer Parteien rücke auch zunehmend nach links – das heißt, auf ArbeitnehmerInnen zu, jedenfalls sofern sie keine Mi-



Zwischen EU-Befürwortern und -Gegnern tut sich ein tiefer Graben auf
Illustration: Gary Waters/Ikon Images/picture alliance

grationsgeschichte haben. Hier allerdings scheint die Empirie nicht ganz zu seiner sonst so überzeugenden Theorie zu passen.

Nicht nur zeigen Manows eigene Zahlen, dass etwa der Front National wirtschaftspolitisch zwar zeitweilig nach links gerückt war, inzwischen aber wieder rechter verortet ist als noch 2007. Le Pens Forderung nach einem Renteneinstieg mit 60 etwa entpuppte sich als nicht sehr langelig. Es fragt sich auch, welche Partei in den Jahren von Finanzkrise und Coronahilfen wirtschaftspolitisch noch weiter nach rechts gerückt sein soll?

Auch ein Blick in das Wahlprogramm der AfD zeigt, dass daraus der Neoliberalismus keineswegs „weitgehend verschwunden“ ist. „Staatliche Eingriffe in den Markt sollen auf ein Minimum reduziert werden“, steht dort gleich zu Beginn.

Die meisten von Manows Beispielen für eine linke Wirtschaftspolitik entpuppen sich bei näherem Hinsehen als Versprechen, die sich von der Oppositionsbank bequem machen lassen, so lange man nicht zu erklären braucht, wo das Geld dafür herkommen soll. So tritt die AfD für höhere Renten ein, eine längere Bezugszeit für Arbeitslose, die lange eingezahlt haben, oder mehr Kitaplätze. Alles Maßnahmen, die zwar netto mehr Geld für ihre Wählerschaft bedeuten würden, aber an der eigentlichen Vermögensverteilung im Land wenig rütteln.

Schaut man sich hingegen die Steuerpolitik an, die einen grundlegenden Effekt haben könnte, formt sich ein anderes Bild. Die AfD will jede Form von Vermögens- oder Erbschaftssteuer abschaffen. Und auch „Unternehmenssteuern sind im internationalen Vergleich zu hoch“, heißt es im Wahlprogramm.

Die Tatsache, dass viele AfD-WählerInnen gegen ihre ökonomischen Interessen wählen, kann Manow also nicht ganz wegargumentieren. Das gelingt auch nicht durch das Wiederholen der Frage, wieso die Rechtspopulisten denn eine Wirtschaftspolitik gegen die Interessen ihrer eigenen Klientel verfolgen sollten.

Tatsache ist, dass sie es tun und gerade dadurch oft salonfähig werden. So wirbt Jordan Bardella vom Front National offen mit wirtschaftsliberalen Positionen um die konservative Mitte. Blendet man dagegen ab, droht die mögliche Koalition aus rechter Kulturpolitik und Neoliberalismus, wie sie die zweite Trump-Ära prägt, aus dem Blick zu geraten.

So erfrischend der Fokus auf das Ökonomische ist, so sehr droht er das neoliberale Narrativ zu übernehmen, das unsere Entscheidungen a priori für identisch mit unseren Interessen erklärt. Demnach können wir in Abwesenheit von klarem äußerem Zwang eigentlich gar nicht gegen unsere Interessen handeln. Diese Erzählung blendet aber andere Einflussnahmen auf unsere

Willensbildung aus. Etwa die real begrenzten Optionen, oder dass uns bereits als Kindern beigebracht wird, uns als KleinunternehmerInnen zu identifizieren, oder dass Microtargeting im Netz gezielt unser Wahlverhalten manipuliert.

Auch andere Fragen bleiben in Manows Essay offen. Zum Beispiel, ob eine stärkere Integration hin zu einer gemeinsamen europäischen Fiskalpolitik nicht auch Vorteile für die Arbeiterschaft haben könnte. Einer EU-Unternehmenssteuer könnten die Unternehmen kaum entkommen, ohne den gesamten europäischen Absatzmarkt zu verlieren. Andererseits blieben Freizügigkeit und Wettbewerbsförderung wohl der Wesenskern der EU, selbst wenn eine gemeinsame Fiskalpolitik realpolitisch möglich wäre. Davon profitieren die Unternehmen am meisten, und die gut ausgebildeten Schichten, die weder ökonomisch, noch beruflich an einen bestimmten Ort gebunden sind.

Trotz der offenen Fragen gelingt Manow ein dringend notwendiger Perspektivwechsel auf den Populismus. Seine Analyse der ökonomischen und politischen Probleme, die die Entmachtung von Nationalstaaten mit sich bringt, ist erhellend. Aus ihr lässt sich lernen, die politischen Gegner wieder ernst zu nehmen. Dass er bisweilen übers Ziel hinausstürmt, ist dabei verzeihlich: Wer sich mit einem Paradigma anlegt, muss Anlauf nehmen.



Philip Manow: „Spaltungslinien – Europas Parteiensysteme und die Dekonsolidierung des Nationalstaats“. C. H. Beck Verlag, München 2026, 173 Seiten, 18 Euro

Der neue **Atlas der Globalisierung** mit 250 Karten und Grafiken von Adolf Buitenhuis sowie Beiträgen von Perry Anderson, Ulrike Herrmann, Steffen Mau, Bee Wilson und vielen anderen.

Jetzt bestellen

26 Euro | shop@taz.de | T. (030) 25 90 21 38



Wer hat den längsten Zeigefinger? Boris Palmer und Belit Onay im TV-Talk
Foto: teutopress/picture alliance

Gesellschaft im Daueralarm

In seinem Essay „Moralisieren als Waffe im Kulturkampf“ analysiert der Psychologe Fritz B. Simon gesellschaftliche Empörung anhand der Systemtheorie von Niklas Luhmann

Von Nina Apin

Klimafolgenforschung – purer Moralismus. Gendersprache – nichts als Ideologie. Diffamierung und Dauerempörung prägen seit Jahren immer stärker den öffentlichen Diskurs. Die Klage darüber ist nicht neu. Der Psychiater und Organisationsberater Fritz B. Simon betrachtet das Phänomen einmal ganz anders: Mit den Mitteln der Systemtheorie von Niklas Luhmann zeigt er auf, wie das Wissenschaftssystem und andere gesellschaftliche Subsysteme wie das Rechtssystem oder der Journalismus, durch eine „Moralisierung zweiter Ordnung“ in die Mangel genommen werden. Nicht innerhalb der Systeme, die über klare spezifische Funktionsregeln verfügen, findet die Moralisierung statt. Vielmehr handelt sich bei dem, was Simon „Moralisierung 2.0“ nennt, um eine politische Strategie: Durch den Vorwurf, wissenschaftliche Erkenntnisse oder Gerichtsentscheidungen seien moralisch begründet, würden Erkenntnisse, die unter Einhaltung der Normen des Wissenschafts- oder Rechtssystems gewonnen wurden, disqualifiziert. Die Erkenntnisse, die dieses System hervorbringen, könnten so als von „Gutmenschen“ erdachte „Fake News“ politisch ignoriert werden.

„Der Fokus der Aufmerksamkeit wird von der Sachebene auf die Ebene der Moral verschoben“, beobachtet Simon. Diese basiert nach Luhmann auf informellen und gesellschaftlich tradierten Vorstellungen von gut und böse beziehungsweise anständig-unanständig und entscheidet über gesellschaftliche Achtung oder Miss-

achtung. Luhmann spricht von einer „Alarmierfunktion“ der Moral. Deren Beginn verortet Simon in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre, die ihre Fortsetzung in der Forderung nach Political-Correctness in den 1980er- und 1990er Jahren gefunden habe und heute in Wokismus und Cancel Culture weiterlebe. Den Freispruch des Polizisten, der 2012 den afroamerikanischen Jugendlichen Trayvon Martin erschossen hatte, nennt Simon „ein gutes Beispiel dafür, dass Moralkommunikation alarmiert, wenn ein Funktionssystem nicht zur Lösung eines gesellschaftlichen Problems beiträgt, sondern es sogar noch verstärkt.“

Immer wieder lenkt Simon den Blick darauf, dass Moralismus eine Machtstrategie ist

Dass sich der gesellschaftliche Fokus auf weitere Formen gesellschaftlicher Ungleichheit und erlebter Ungerechtigkeiten ausgeweitet habe, führte dem Autor zufolge zu immer weiteren kommunikativen Grenzziehungen zwischen gesellschaftlichen Gruppen. Diese kommunizierten untereinander durch eine „Verachtungskommunikation“ – die mit der Verbreitung digitaler Medien an Schärfe gewinne, bis zum „hate speech“.

Fritz B. Simon lenkt immer wieder den Blick darauf, dass Moralismus eine Machtstrategie ist: Jede öffentlich ausgetragene „Moralismus-Olympiade“, ob es nun um die Forderung nach dem Ausschluss Israels vom ESC gehe oder um die Frage, ob man noch Müllermilch trinken dürfe, sei ein Kampf um politischen Einfluss jenseits von Parteipolitik. Diesen führen, dem Autor zufolge, mächtige wirtschaftliche Interessengruppen – und einzelne reiche, einflussreiche Männer, um politische Regulierung abzuwehren.

Simons Diagnose, wonach wir in einer refeudalisierten, von Marktfundamentalismus getriebenen Gesellschaft lebten, untermauert er geschickt mit Nietzsches Konzept der „Herren- und Sklavenmoral“. Wir leben demnach in einer Gesellschaft der Herrenreiche, an deren Spitze wenige Reiche stehen. Den von ihnen Beherrschten bleibt nur eine Sklavenmoral, in der die (durch Populisten geschürte) imaginierte Rache an „denen da oben“ Ersatz für echten politischen Entscheidungsspielraum ist. Und eine Ablenkung von der Tatsache, dass ökonomische Akteure ihren durch den Siegeszug des Neoliberalismus eroberten Platz an der Spitze der Gesellschaft mit allen Mitteln verteidigen.

Es ist schade, dass Simons Essay etwas abrupt bei der Klage über den libertären Primat der „Märkte“ endet – eine ausführlichere Analyse dieses Subsystems und seiner Schwächen hätte der Argumentation gutgetan. Trotzdem ist sein kühler Blick auf die Funktion der allgegenwärtigen Empörungsdebatten erhellend und bereichernd.



Henning Trüper: „Rettung aus Seenot. Zur Geschichte eines moralischen Gebots“. Wallstein Verlag, Göttingen 2026, 440 Seiten, 40 Euro



Fritz B. Simon: „Moralisieren: Waffe im Kulturkampf“. Carl Auer Verlag, Heidelberg 2026, 101 Seiten, 14,50 Euro

Wie die Moral in die Welt kam

Vom distanzierten Blick zum Gebot: Henning Trüper wirft einen ideengeschichtlichen Blick auf die Entwicklung der Seenotrettung

Von Gerrit ter Horst

Bevor Gesellschaften eine institutionalisierte Form der Seenotrettung schufen, war das Meer eine Angelegenheit derer, die sich dort hinauswagten. Wie der Philosoph Hans Blumenberg 1979 in „Schiffbruch mit Zuschauer“ schrieb, war der Blick vom Land aufs tosende Meer lange Zeit einer der Distanznahme; man konnte zum Leid Abstand nehmen. Diese Distanz nahm erst in der Neuzeit langsam ab. Diesen Prozess beschreibt Henning Trüper in seinem Buch „Rettung aus Seenot – Geschichte eines moralischen Gebots“. Eine organisierte Rettung von Menschenleben auf hoher See war den europäischen Gesellschaften bis ins 18. Jahrhundert fremd. Kam man in Seenot, stand das Festland bereit, die verlorenen Waren zu plündern. Wie also entdeckte die Menschheit die Hilfsbereitschaft?

Indem es zu einem „humanitären Bruch“ kommt, wie Trüper, Professor für Ideengeschichte an der Universität Oslo, das nennt: die gezielte Erschütterung des Selbst, eine humanitäre Anstrengung, alte Gewohnheiten über Bord zu werfen. Sein Buch ist daher nur indirekt eine Geschichte der Seenotrettung, vielmehr ist es eine davon, wie die Moral in die Welt kam.

Diese Arbeit an der Moral nimmt mit der Aufklärung Fahrt auf. Dabei halfen verschiedene Entwicklungen, wie die Säkularisierung von Hilfsbereitschaft, also die Abkehr vom religiös geprägten Caritas-Prinzip, das Hilfe mit Hoffnung auf jenseitige Belohnung gegenrechnet. Gleichzeitig fängt der Staat an, ein biopolitisches Interesse am Leben seiner Bürger zu entdecken, das nicht mehr verschwendet werden soll. An den Küsten Europas gründeten sich um die Epochenwende zum 19. Jahrhundert überall Gesellschaften zur Seenotrettung. Zunächst waren dies lokale Vereine, die mit dem Erstarken der Nationalstaaten zentralisiert wurden. Grundbedingung für deren Bildung war zunächst einmal die moralische Einsicht,

dass Menschenleben rettungswürdig ist, auch auf Kosten des eigenen. An Figuren wie William Hillary, dem Begründer der britischen „Royal National Lifeboat Institution“, skizziert Trüper, wie organisatorisch und technisch eine Infrastruktur der Rettung entwickelt wird, aber auch wie über die Schaffung von Ehrenmedaillen innerhalb der moralischen Ökonomie über Wert und Entlohnung von Rettung diskutiert wurde.

Mit dem technischen Fortschritt, vor allem der Verbreitung von Funksystemen, erscheint das Meer immer beherrschbarer, während es parallel zum verrechtlichten Raum wird. Die Brüsseler Konvention von 1910 schafft eine allgemeine seevölkerrechtliche Rettungspflicht, sodass dem moralischen Gebot ein juristisches zur Seite gestellt wird. In der Gegenwart koexistieren Vereine freiwilliger Seenotretter mit polizeilichen Einheiten wie den Küstenwachen, die in Zeiten großer Migrationsbewegungen mit einer Form ständiger Seenot konfrontiert sind.

Trüper ist seinem akademischen Umfeld insofern treu, als sein Text immer wieder umständlich gerät. Auch mancher Exkurs in die Numismatik mag Leser verlieren. Was sein Buch aber schafft, ist deutlich zu machen, dass die Moral zur Rettung von Menschenleben nicht einfach in der Welt war, sondern erarbeitet werden musste. Dies bleibt eine Aufgabe, die mit der ökologischen Krise noch drängender wird. Und komplizierter, weil Seenotrettung längst Teil von Geopolitik geworden ist. Trüper formuliert dafür einen Auftrag: „Moralität ist die gesellschaftlich verfügbare Form von Normativität. Doch selbst diese Verfügbarkeit benötigt und fordert die gesellschaftliche Arbeit an ihrer Erhaltung, wenn man so will: eine Moralität der Moralität.“

Heute steht die Seenotrettung wieder vor einem großen Bruch. Es gibt bedeutende politische Kräfte, die sie kriminalisieren wollen und den Blick aufs Meer wieder distanzieren möchten. So wie die Moral in die Welt gekommen ist, so kann sie sie auch wieder verlassen.

Anzeige

Wir, die Republik

Die Krisen sind zahlreich, die Unsicherheiten groß. In dieser Ausgabe unseres Magazins **böll.thema** fragen wir, was unsere liberale Republik ausmacht, wie wir sie gemeinsam stärken können und welche Verantwortung wir als Bürgerinnen und Bürger dafür tragen.

boell.de/thema

Hier lesen:



Besuchen Sie uns auf der Frankfurter Buchmesse! Halle 3.0 | Stand H14

HEINRICH BÖLL STIFTUNG Schumannstr. 8, 10117 Berlin
@boellstiftung Heinrich-Böll-Stiftung boell.de

Vor dem
Bürgeramt von
Rongcheng
in China sind
die Porträts
von „Modell-
bürgern“
ausgestellt.
„Social
Scoring“-
Methoden
werden auch
hierzulande
erprobt
Foto: Andreas
Landwehr/dpa/
picture alliance



Willkommen in der neuen Mittelmäßigkeit

Was bedeutet „Wahrheit“? Werden Algorithmen bald Gerichtsurteile fällen? Offen und philosophisch denkt Mads Pankow in „Die wahrscheinliche Wahrheit“ über die Langzeitfolgen von KI nach



Mads Pankow:
„Die wahr-
scheinliche
Wahrheit.
Wie KI unsere
Wirklichkeit,
Moral und
Gesellschaft
neu
berechnet“.
Matthes &
Seitz, Berlin
2026,
284 Seiten,
25 Euro

Von Katja Kullmann

Furchtbar beunruhigend ist diese Gegenwart, viele Krisen spitzen sich gleichzeitig zu – Kriege, Klima, Kostenexplosionen. Und als ob die Menschheit nicht schon genug Probleme hätte, ist sie nun auch noch mit einer Frage konfrontiert, die heftig an ihrer Existenzgrundlage rüttelt: Welche Rolle spielt der Mensch überhaupt noch, in der KI-Ära? Wie viel wird er künftig noch selbst denken, herausfinden, entscheiden, was wird ihm bloß vorgekauft? Und vor allem: von wem?

Mitten hinein in den – nur gefühlten oder doch realen? – Machtkampf zwischen Mensch und Maschine platzt nun ein Buch, dessen Titel auf den ersten Blick erstaunlich gelassen klingt: „Die wahrscheinliche Wahrheit. Wie KI unsere Wirklichkeit, Moral und Gesellschaft neu berechnet“. Geschrieben hat es Mads Pankow, Organisationswissenschaftler, Publizist und Gastgeber des Podcasts „Mensch, Maschine!“

Betrachtet man den Titel genauer, klingt ein gewisser Kulturpessimismus durch: Wenn KI sich jetzt auch noch in das urmenschliche Feld „Moral“ einmischt, wird es wohl wirklich finster. Da klingt die berühmte Antiquiertheit des Menschen an, die der technikkritische Philosoph Günther Anders schon vor siebzig Jahren aufziehen sah.

Doch ein raunender Miesepeter will Mads Pankow nicht sein, und so schwingt er sich im Laufe seiner vielschichtigen Überlegungen immer wieder zu verhaltener Zuversicht auf: „Wir dürfen guter Hoffnung sein. Wir werden es überstehen. Und wir sind bereits auf dem Weg“, heißt es gen Ende seines Buches.

Von apokalyptischem Alarismus also keine Spur, von naivem Fortschrittsjubiläum auch nicht. In aufklärerischer Unaufgeregtheit vergleicht der Autor Erkenntnisse und Argumente, wägt ab, schlägt vor, äußert Zweifel, verwirft die Zweifel wieder und wirft neue auf. Pankows Überlegungen vibrieren nur so vor Ambivalenz, was sein Buch zu einer angenehm uneitlen und philosophisch reizvollen Lektüre macht.

Beinahe täglich erscheinen neue Meldungen zu den Auswirkungen von KI aufs menschliche Gemüt und Verhalten, Pankow zieht den Zoom nun noch mal etwas weiter auf und betrachtet die Sache aus politisch-philosophischer Perspektive: Wie verändern KI-gesteuerte Spielregeln langfristig die Vergesellschaftung der Menschen? Dass er mit dieser Fragestellung kei-

neswegs ins Blaue stochert, zeigt sich längst in der Realität, nicht nur in China, wo das Verhalten der Bevölkerung mit KI-basierten „Social Scoring“-Methoden erfasst wird. Hierzulande hat das Bundesforschungsministerium 2020 probeweise einen ähnlichen Zukunftsentwurf entwickeln lassen, ein „Bonussystem, das solidarisches und ökologisch nachhaltiges Verhalten fördert“, wie Pankow schreibt.

Jüngst machte das sogenannte Silicon Sampling Schlagzeilen: politische Meinungsforschung, die mit „synthetischen Stichproben“ experimentiert – statt Menschen werden KI-Modelle nach ihren Ansichten befragt.

Mit der Wahrheit ist es so eine Sache

Im Mittelpunkt von Pankows Überlegungen steht der Wahrheitsbegriff. Geschult an den Feinheiten der Diskurs- und Systemtheorie zeigt er auf, dass die sagenumwobene Wahrheit zu keinem Zeitpunkt etwas Absolutes, Unabänderliches war, sondern stets etwas Menschen gemachtes: der kleinste gemeinsame Nenner, in dem die vorherrschenden Vorstellungen von Wirklichkeit und Sinnhaftigkeit zu einem Basiskonsens gerinnen – zur Geschäftsgrundlage für alles Weitere.

Immer wieder wurde Wahrheit neu „hergestellt“ und „organisiert“, und laut Pankow gaben die jeweiligen Medien dabei den Ausschlag, also die Kommunikationswege, die den Menschen zur Verfügung standen. Auf die oralen Gesellschaften der Frühzeit folgte die Schrift- und schließlich die Buchdruckgesellschaft. In ihr erblühten die Aufklärung und die Wissenschaften – und damit auch die abstrakten Argumente, kausalen Logiken und überprüfbaren Erklärungen, die unsere Wahrheitsauffassung bis heute prägen. Besser gesagt: bis gerade eben noch geprägt haben.

Denn inzwischen sei künstliche Intelligenz das „Medium“,

das den Wahrheitsbegriff neu kalibrierte, argumentiert Pankow. Mit den von Algorithmen gesteuerten sozialen Medien ging es los. Sie böten keine „kollektive Perspektive“ auf die Welt, sondern bloß einen „endlosen Strom individuell kuratierter Affekte“, schreibt Pankow. Heraus komme eine diffuse Masse „gefühlter Wahrheiten“, also das, was der von Donald Trump gehasste Komiker Stephen Colbert „Truthiness“ nennt und was andere als „postfaktische Ära“ bezeichnen.

Zurückdrehen lasse sich diese „Zerstückelung und Emotionalisierung der Weltwahrnehmung“ wohl kaum, meint Pankow – und bringt als potenzielles Gegengift wieder Algorithmen ins Spiel.

Sogenannte Sprachmodelle wie ChatGPT und Claude operieren allein mit statistischen Wahrscheinlichkeiten, sie sind leidenschaftslose „probalistische Maschinen“, die zwischen Fake und Fakten nicht unterscheiden können. Ihnen gelingt laut Pankow aber, „die Vielfalt der faktischen Zusammenhänge in der Welt zu erkennen und zu verarbeiten“ und aus unterschiedlichen Perspektiven und Fachbereichen ein „multidimensionales Wissensgewebe“ aus „wahrscheinlichen Wahrheiten“ zu erstellen.

Die Ergebnisse seien „selten brillant oder originell“. Abgebildet werde lediglich „das Mittelmaß von menschlichen Beschreibungen der Welt“ – eine „mittelmäßige Wahrheit“. Doch gerade diese ist laut Pankow „für viele Menschen anschlussfähig und praktisch nützlich“. Von einem Spagat zwischen der Vielfalt individueller Perspektiven und dem Wunsch nach gemeinschaftlicher Orientierung in einer immer komplexeren Welt schreibt er. Der Vernunftmensch, der an den Errungenschaften der aufklärerischen Wahrheit hängt, runzelt unweigerlich die Stirn: Was ist mit Vorurteilen und Verschwörungstheorien? Was mit den

Tausenden alten Büchern, die KI-Firmen gerade hektisch aus Antiquariaten aufkaufen, um ihre Maschinen damit zu füttern: Sollen Texte aus vergangenen Jahrhunderten, die gespickt sind mit den Rassismen und Geschlechterklischees ihrer Zeit, auch in die „mittelmäßige Wahrheit“ der Zukunft einfließen?

Nein, sagt Pankow, an bestimmten Stellen müsse der Mensch weiterhin eingreifen. Für mehr „menschliche Kontrollgremien“ plädiert er, im Idealfall wären sie auf demokratischem Wege bestimmt. Den Open-Source-Gedanken bringt er ins Spiel, das Wikipedia-Prinzip und „Bürgerinnen- und Bürgerräte“. Das alles weckt Erinnerungen an die „liquid democracy“-Fantasie, einen politischen Rohrkrepierer, mit dem die Piratenpartei sich vor anderthalb Jahrzehnten mal blamiert hat.

Die Macht der Big-Tech-Firmen wächst seither so gut wie ungebremst weiter, und an allen Ecken der Welt bilden sich neue autoritäre Strukturen heraus. Für Diktaturen wäre KI noch sehr viel brauchbarer als für Demokratien. Über „Künstliche Intelligenz und Faschismus“ denkt aktuell etwa der Philosoph Rainer Mühlhoff nach, in einem schmalen Reclam-Bändchen. Mads Pankow bleibt eher vage an diesem heiklen Punkt. Das ist eine Schwäche seines Buches.

Stark sind seine Überlegungen dennoch, und zwar in anderer Hinsicht: Die von KI berechnete „statistische“ oder „wahrscheinliche Wahrheit“ bestimmt schon heute die Gesellschaftsorganisation in Dutzenden Bereichen, wie Pankow mit zahlreichen, teils überraschenden Beispielen aufzeigt. Krankenversicherungen, die abstrakte „Risikoraten“ je nach Alter und Lebenswandel ihrer Kundschaft erstellen, Polizeiermittlungen, die sich auf die Wahrscheinlichkeitswerte des „Profilings“ stützen: Nach Pankows Einschätzung ist die alte „regel- und argumentbasierte Ordnung“ längst in Auflösung begriffen und wird schon bald in eine „wahrscheinliche Gesellschaft“ münden, in der Rechenmodelle, Prognosen, Skalen das Denken und Handeln bestimmen – kühle Effizienzerwägungen statt mühsam aufklärerisch abgewogener Pros und Contras.

Wenn es so weitergeht, wäre eine neue soziale Ordnung früher oder später die Folge, schließt Pankow, und diese neue Ordnung wäre bestimmt von einer „Moral ohne feste Werte, die sich allein am Einzelfall entscheidet und aus einer Summe subjektiver Bewertungen speist“. Umso wichtiger wäre es, dass der Mensch sich schnellstmöglich taugliche Regeln fürs Zusammenleben mit und unter der Regie von künstlicher Intelligenz überlegt, mahnt er. Sollen Algorithmen zum Beispiel zu „Gerechtigkeitsmaschinen“ werden und menschliche Richterinnen und Richter ersetzen? Schon jetzt laufen Planspiele in diese Richtung.

Wollen wir das? Das fragt Pankow seine Leserinnen und Leser zwischen den Zeilen immer wieder.

Eindeutige Antworten gibt er nicht vor. Eben diese nachdenkliche Offenheit ist die Stärke seines Buches. Der Autor ist eben kein allwissend tuender Algorithmus – sondern ein Mensch, der genauso unsicher und bang in die ungewisse Zukunft blickt wie alle anderen auch. Eine Menge intelligenten Nachdenkstoff hat er zusammengetragen. Eine Patentlösung ist nicht dabei.

Anzeige

taz shop

Widerstand wächst.

taz-Kinder-Shirt „Widerstand wächst“. Man kann nie früh genug anfangen, eine Revolution zu planen. Mit dem T-Shirt aus reiner Bio-Baumwolle beweisen auch kleine Aktivist*innen, dass sie große Pläne haben. In glatter und weicher Single-Jersey-Qualität, waschbar bei 30 Grad. In den Größen 3–4 Jahre (L 43 cm) und 5–6 Jahre (L 47 cm). In den Farben Rot und Grün.
Artikel-Nr. 13455, 20,00 €

10 % Rabatt für taz-Unterstützer*innen

taz Shop | taz.de/shop | T (0 30) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de
taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin



Immer folgt ein neuer Tag: Johanna Schaibles Bilderbuch „Guten Morgen – Gute Nacht“ Abbildung: Hanser Verlag

Wenn alle fest zusammenstehen

Totalitarismus, Klimakatastrophe, Patriarchat. Johanna Schaible, Caryl Lewis, Andrée Poulin und Sophie Casson machen in ihren aktuellen Kinder- und Jugendbüchern Mut. Sie erzählen von kostbaren Momenten, Gemeinschaft und Zivilcourage

Von **Eva-Christina Meier**

Es gibt heitere Tage voller Freude und Tage, die dunkler sind als die Nacht.“ Johanna Schaibles Bilderbuch „Guten Morgen – Gute Nacht“ entwickelt in seinem eigenen Rythmus eine Dramaturgie aus facettenreichen Gegensätzen. Hell und dunkel, Tag und Nacht, nachdenklich oder unbeschwert. Eine Szene zeigt Kinder in der strahlenden Winter-sonne am Schlittenhang. Auf der nächsten Seite sucht eine Ziegenherde in der Mittagshitze Schatten unter einem Baum. Und eine schemenhafte Darstellung von Zerstörung folgt einer sommerlichen Badeszene am Wasser.

Die stimmungsvollen, doppelseitigen Illustrationen der Schweizer Künstlerin begleiten Menschen, Tiere, Landschaften an verschiedenen Orten der Welt durch den Tag und die Nacht. Fließend verändern sich Lichtverhältnisse, Stimmungen und Situationen. Stimmig unterstreichen Gestaltung, Format und Typografie diese komplexe, assoziative Bilderzählung über Zeit und Raum.

Damit knüpft Johanna Schaible mit ihrem zweiten Bilderbuch für Kinder inhaltlich an ihr Debüt an. „Es war einmal und wird noch lange sein“ (2021) wurde 2022 für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert. Virtuos gestaltet, erzählt das Buch von einer Reise in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und fragt nach dem, was ist und was noch kommt.

Auch „Guten Morgen – Gute Nacht“ bringt verschiedene Erfahrungswelten visuell in einer ausdrucksstarken Mischtechnik zusammen. Dabei verbindet der Text angenehm zurückhal-

tend die unterschiedlichen Bedeutungsebenen. Während zwei Kinder vor dem Schlafengehen noch im Pyjama auf dem Teppich spielen, treffen sich manche Menschen spätabends vor einer Bar auf der Straße. Woanders wird tief in der Nacht im Scheinwerferlicht mit Baggern gearbeitet. Andere schlafen zu dieser Uhrzeit und reisen vielleicht durch Traumlandschaften.

Schaibles flächige Illustrationen lassen genügend Raum für eigene Gedanken und Beobachtungen. Sie erzählen von den verschiedenen Stunden eines Tages, aber auch von den vielen parallel existierenden Lebenswelten.

Die poetische Geschichte über Momente des Alltags und des Zusammenlebens ist als ungewöhnliches Wendebuch konzipiert. Mal von der ein oder anderen Seite aufzuschlagen, beginnt die Erzählung dann morgens oder abends. Doch immer folgt auf die Nacht ein neuer Tag.

Rechtsextreme und autoritäre Weltanschauungen sind in Deutschland wieder en vogue und setzen die demokratische Gesellschaft und ihre öffentlichen Institutionen deutlich unter Druck. Wie können Bücher Kinder für die besondere Bedeutung der Menschenrechte sensibilisieren? Die kanadische Autorin Andrée Poulin hat das Format einer Tierparabel gewählt, um über Toleranz und Zivilcourage zu sprechen. Ihr aus dem Französischen übersetztes Kinderbuch „Noch mal sehen wir nicht weg“ handelt von Willkür und Gewalt in einer idyllischen Kleinstadt am See.

Den Ausgangspunkt in Poulins Geschichte bildet ein berühmtes, oft abgewandeltes Zitat des ehemaligen deutschen U-Boot-Offiziers und evangelischen Pfarrers Martin Niemöller (1892–1984). Es handelt von der eigenen Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der verfolgten Mitmenschen im Nationalsozialismus und endet mit der Zeile: „... Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.“

Als Erzähler tritt in Poulins Parabel ein junger Hund mit menschlichen Zügen auf, der den Leserinnen und Lesern von den Erfahrungen seines Großvaters berichten will. Damals wohnte der große Hund noch in einer Villa am „Friedlichen See“. In dem Ort lebten andere Hunde wie er friedlich mit Rotfüchsen, Wölfen, Kojoten und Wüstenfüchsinnen zusammen. Aber im Hintergrund planten die finsternen Kaltschnauzen schon ihre brutale Aktion. Sie wollten, dass sich alles ändert.

Die Illustratorin Sophie Casson hat mit einem Mix aus Ölkreide-Monotypien und Buntstiftzeichnungen den anthropomorphen Protagonisten der Parabel einen unverwechselbaren Ausdruck verliehen.

Als Erstes trifft es die Rotfüchse mit ihrem auffälligen rostroten Pelz. Von den uniformierten Kaltschnauzen werden sie auf Pferdekarren getrieben und verschleppt. Der Großvater des Erzählers beobachtet vom Fenster seiner Hundefutterfabrik aus die Situation, aber er war kein Fuchs. Und eigentlich mochte er ihren strengen Fuchsgeruch noch nie. Danach trifft es die Wölfe, die vor Ort als Bauern leben. Ihnen nehmen die Uniformierten das Land weg. Dann sind die Kojoten an der Reihe

und später werden die Wüstenfüchsinnen abgeholt. Für den großen Hund gibt es immer gute Gründe, nichts zu tun.

Die klare, an Niemöllers Zitat angelehnte Textstruktur und Cassons lebendige Illustrationen kommunizieren recht deutlich das Anliegen dieser Geschichte. Doch Autorin Poulin geht auf Nummer Sicher. Mehr Fabel als Parabel richtet sich der erzählende Hund mit einer Hoffnung stiftenden Botschaft zum Schluss wieder an die junge Leserschaft.

Ein totalitäres Regime erlebt auch die 14-jährige Jess in dem dystopischen Jugendroman „Wenn die Bienen schweigen“.

In der postapokalyptischen Gesellschaft der Zukunft, die die Schriftstellerin Caryl Lewis in ihrem Buch beschreibt, hat die Klimakatastrophe längst stattgefunden. Die Menschen leiden unter extremer Hitze. Wasser und Lebensmittel sind knapp. In den unwirtlich gewordenen Städten herrscht Gewalt. Die Demokratie ist abgeschafft. Getrennt von ihrer Familie lebt Jess mit Hunderten Mädchen interniert und von den sogenannten „Müttern“ streng überwacht in einem riesigen Camp. Dort ist es die Pflicht der Mädchen, mit Pinseln die Obstblüte auf den Plantagen zu bestäuben, denn Bienen gibt es schon lange nicht mehr.

Aus der Perspektive der Protagonistin schildert Caryl Lewis eine Gemeinschaft ohne Bücher, ohne Bildung, ohne Freiheit. Und diese Zukunft erscheint wie die dunkelste Vergangenheit. Doch Jess hat von ihrer Mutter heimlich das Lesen gelernt, liebt das Malen und erinnert sich noch gut an Erzählungen ihrer greisen Nachbarin vom Leben vor der Katastrophe.

Regeln und Verbote bestimmen den Alltag im Camp. Mit der ersten Menstruation werden den Mädchen öffentlich die langen Zöpfe abgeschnitten. Danach werden die jungen Frauen den für sie ermittelten Ehemännern übergeben. Für Jess ist das eine bedrohliche Vorstellung. Sie sehnt sich nach einem ganz anderen, selbstbestimmten Leben, das irgendwo im Norden des Landes noch möglich sein soll. Nur die verlässliche Freundschaft zu Cass, die das Stockbett mit ihr im Schlafsaal teilt, hilft die Entbehrungen im Camp zu ertragen.

Mit psychologischem Gespür beschreibt die walisische Autorin glaubwürdig die Ängste, Hierarchien und Dynamiken der Teenager im Lager. Inmitten eines grausamen Systems betont der Roman flüchtige Momente von Zärtlichkeit, Empathie und Fürsorge. Als Eliot, einer der Wächter, Jess heimlich einige Farbtuben zusteckt, überschlagen sich bald die Ereignisse.

Trotz Misstrauen nutzt sie diese Gelegenheit, schleicht nachts mit dem Blütenstaub-Pinsel aus dem Schlafsaal. „Ich gehe, so schnell ich kann, dann ragt die Wand vor mir auf. Sie ist zu gewaltig, als dass ich etwas über ihre genaue Höhe sagen könnte. Für mich ist sie jetzt und hier unterm Sternenhimmel nur eine große Leinwand. Eine endlose, perfekte, glatte, leere Leinwand.“ Mit dem Wandbild, das Jess dort sichtbar für alle hinterlässt, stößt sie für die Mädchen im Camp ein erstes Fenster zur Freiheit auf.



Caryl Lewis: „Wenn die Bienen schweigen“. Aus dem Englischen von Anu Stohner. dtv, München, 2026. 304 Seiten, 14,99 Euro. Ab 14 Jahre



Andrée Poulin (Autorin), Sophie Casson (Illustratorin): „Noch mal sehen wir nicht weg!“. Aus dem Französischen von Klaus Cäsar Zehrer. Klett Kinderbuch Verlag, Leipzig 2026, 48 Seiten, 18 Euro. Ab 8 Jahre



Johanna Schaible: „Guten Morgen – Gute Nacht“. Carl Hanser Verlag, München 2026. 56 Seiten, 22 Euro. Ab 4 Jahre

Anzeige

Mehrsprachig - und deshalb einzigartig!

Jeden Montag gibt es ein neues Gedicht aus aller Welt. In Originalsprache und deutscher Übersetzung.

60 Blätter, € 26,- ISBN 978 3 89565 977 5

Nichts als Beifang

Die niederländische Autorin Nadia de Vries führt sprachmächtig durch die Schattenreiche der modernen Arbeitswelt

Von Yannic Walter

Viele Mythen kreisen um den Schellfisch und seinen charakteristischen dunklen Fleck über der Brustflosse. Petrus soll es gewesen sein, der ihn einst aus dem See Genezareth zog und das Mal hinterließ, das ihn deutlich von anderen Dorscharten unterscheidet – an anderer Stelle sind es gar die Fingerabdrücke des Teufels. Eigentlich ist er ein schöner Fisch. Doch sein silberner Körper und seine elegante Form täuschen, denn tatsächlich zählt er zu den gewöhnlichsten und billigsten Fischen, die die niederländische Fischereiflotte tagtäglich aus dem Nordatlantik zieht. Er ist fett- und kalorienarm und gerade gut genug für die Verarbeitung zu Fish and Chips.

Die pronomenlose Hauptfigur in Nadia de Vries zweitem Roman „Kapitulation auf Kommando“ wählt diesen Namen für sich wegen einer „hubbelartigen“ Narbe in ihrem Gesicht, die ihr nicht von biblischen Figuren beigebracht wurde, sondern von denen, die sie eigentlich für Freunde und Schicksalsgenossen hielt.

„Mein Name ist Schellfisch, sehr erfreut“ ist hier jedoch mehr als eine bloße Selbstbezeichnung, denn Schellfisch hat mehr mit ihrem großäugigen Namensvetter gemeinsam als bloß das Petrusmal.

Schellfisch stammt aus einem nicht näher bezeichneten Küstendorf, das mit den niederländischen Urlaubsdomizilen, die im Sommer von Horden rotnackiger deutscher Touristen heimgesucht werden, wenig gemein hat. Wer hier lebt, haust in grauen Plattenbauten und hat höchstens die Wahl zwischen der örtlichen Stahlschmelze oder dem Paketvertriebszentrum, ist chancenlos und beißt bereitwillig in jeden Körper, der nach ihm ausgeworfen wird. Hauptsache, es besteht die Möglichkeit zur Flucht in ein besseres Leben.

Schellfisch und ihre Freunde erfüllen kaum die geringfügigsten Anforderungen, die man zum Lohnarbeiten mitbringen muss, stehlen Drogen aus Hospizen und werden schließlich zu „korrektiven Nebenjobs“ verdonnert, was bedeutet, mit Müllpickern den Strand für Touristen zu säubern.

Märchenhaft und wie Charles Dickens in Oliver Twist erzählt de Vries Schellfischs alptraumhafte Odyssee durch die Schattenreiche der modernen Arbeitswelt, in der Gewalt und Erniedrigung zum Standardreertoire zwischenmenschlicher Interaktion gehören.

Wäre man nur ein Petermännchen! Auch dieser Fisch lebt schließlich am Meeresgrund vor der niederländischen Nordseeküste, doch aufgrund seiner gefährlichen Gift-

stacheln spielt er als Speisefisch kaum eine Rolle. Als Schellfisch wartet jedoch an allen Ecken und Enden des Ozeans der Tod.

„Kapitulation auf Kommando“ ist eine Erzählung von der unbarmherzigen Natur des Schicksals. So rät die abwesende Mutter Schellfischs gleich zu Beginn: „Menschen, die etwas Kostbares durch einen Zufall verlieren, sinnen auf Rache. Das sind böse Menschen. Nimm dich vor ihnen in Acht.“ Nach dieser Maxime handelt der Roman ausschließlich von bösen Menschen, denn in diesem Potpourri der Niederlagen ist jeder qua Klasse und Herkunft schon der Möglichkeit auf ein würdevolles, selbstbestimmtes Leben beraubt.

Es ist ein brutales, an vielen Stellen grausames Buch. Auf der Suche nach Wärme und Geborgenheit zieht Schellfisch Trauma über Trauma an, verliert, wie bei Dickens, jedoch selbst nie ihre Ideale und Menschlichkeit. Die aufrichtige Suche nach Liebe ohne doppelten Boden ist gleichzeitig ihre größte Schwäche und führt zu vielerlei weiteren Verletzungen und Erniedrigungen.

Der niederländische Staat, immerhin als progressiver bekannt als andere europäische Konkurrenten, bleibt unsichtbar – für Menschen wie Schellfisch sind selbst seine sozialen Sicherungsnetze zu grobmächtig. Für die Menschenfischer der

Sozialsysteme erzielt Schellfisch als Beifang keinen lohnenswerten Preis.

Schellfisch ist der erste Dorsch, der spricht, und wie! Es ist auch de Vries Sprache, wunderbar ins Deutsche übertragen von Lisa Mensing, über die Schellfisch ein letztes Fünkchen an Selbstwert behält: Wie und mit welchen Worten von der Tragik dieses Lebens erzählt wird, das bestimmt auch in letzter Instanz niemand außer Schellfisch selbst. Folter, Qual, Vergewaltigung – in diesen Szenen schwebt die Sprache, wie vom Körper abgelöst, der sie in die Welt setzt. Das Dissoziieren als Traumabewältigung bekommt hier eine eindrückliche literarische Dimension.

Auf gerade einmal 160 Seiten erzählt de Vries von einer Gesellschaft, in der sich Angehörige der selben sozialen Klasse als vermeintliche Schicksalsgemeinschaft begreifen, allerdings das Potenzial der Gewalt – ganz in ihrer systemischen Ohnmacht gefangen – nur nach unten ausleben, nie nach oben. Es ist ein Buch, das, obwohl so kurz, kaum in einem Zug gelesen werden kann. Es tut weh, entlarvt oft in einem beiläufigen Satz die Lügenkonstrukte, denen wir uns alle verschreiben, um unseren Hals zu retten.

Am Ende von Schellfischs Held*innenreise gelangt sie zu einer Erkenntnis: „Von den Jahren, die ich woanders verbracht habe, gibt es keine Beweise. Ich habe nie ein Haus gekauft oder eine Arbeit mit einem richtigen Vertrag gehabt, und die Autoritäten sind nicht gekommen, um sich meine Geschichte anzuhören. Keiner der Menschen, die mir jemals Befehle erteilt haben, wurde früher oder später von einer anderen Person erniedrigt. Natürlich verbittert mich das zutiefst. [...] Ich bin es leid, zu arbeiten.“

Es ist eine Held*innenreise, weil Schellfisch am Ende – und trotz all dem schrecklichen Unglück, das sie erfahren hat – immerhin lebt. Ins Schattenreich des Ozeans kann sie kein Köder mehr so leicht zurückziehen.



Nadia de Vries schreibt so, dass es weh tut
Foto: Zazie Stevens



Nadia de Vries: „Kapitulation auf Kommando“. Aus dem Niederländischen von Lisa Mensing. Dumont Verlag, Köln 2026, 160 Seiten, 24 Euro

Anzeige

taz talk

auf der Frankfurter Buchmesse

Auch in diesem Jahr ist die taz bei der Buchmesse in Frankfurt vom 7.–11. Oktober 2026 vor Ort. Neben dem klassischen Stand in Halle 3.0, C97 auch mit vier Veranstaltungen auf dem Messegelände und digitalem Auftritt auf taz.de/buchmesse.

Donnerstag, 8.10.2026 15 Uhr

„Arctic Meltdown – Die Neuvermessung der Welt“ mit Robert Habeck

● Live auf der Inspiration Stage (Halle 3.0) und im Stream

Was einst als unberührte Eiswüste galt, ist heute Schauplatz entscheidender sicherheitspolitischer Entwicklungen: Die beschleunigte Erwärmung der Arktis – viermal schneller als im globalen Durchschnitt – lässt das Eis schrumpfen und weckt internationale Machtansprüche, die zunehmend rigoros verfolgt werden. In seinem neuesten Buch wirft Robert Habeck einen tiefgreifenden Blick in den hohen Norden und analysiert die Arktis als entscheidende Region für die Zukunft der globalen Sicherheitspolitik. Er beleuchtet die historische Entwicklung der Arktis, einschließlich ausbeuterischer Prozesse, porträtiert die Menschen, die dort leben, und gibt Einblicke in aktuelle Mechanismen der Weltpolitik. Präzise zeigt er auf, welche Folgen der Wettstreit um neue Handelswege und Rohstoffvorkommen für die globale Ordnung hat.

Moderation: Peter Unfried

Freitag, 9.10.2026 16 Uhr

„Nennen wir es böse – Ethik in Zeiten politischer Gewissenlosigkeit“ mit Susan Neiman

● Live auf der Dialogue Stage (Foyer Halle 4.0) und im Stream

Susan Neiman widmet sich mit großer Leidenschaft der Frage nach der Bedeutung von Ethik in einer Zeit der zunehmenden politischen Verantwortunglosigkeit. Mit historischem Weitblick zeigt sie auf, wie die Normalisierung von Fehlverhalten das Vertrauen in den Rechtsstaat erschüttert und fordert uns auf, unsere moralischen Grundwerte zu verteidigen – denn sie sind die Basis für eine funktionierende Gesellschaft.

Moderation: Ulrike Winkelmann

Besuchen Sie uns in Halle 3.0, C97. Alle Termine und ausführliche Informationen finden Sie unter: taz.de/buchmesse

Selbstverständlich können Sie die Diskussionsveranstaltungen nachträglich auch online (nach)schauen.

Samstag, 10.10.2026 13.30 Uhr

„Von Fitness zu Faschismus – Gefahren extremer Männlichkeit“ mit Julia Ebner

● Live auf der Dialogue Stage (Foyer Halle 4.0) und im Stream

Julia Ebner untersucht in ihrem neuen Buch Mythen des Maskulinen im Kontext aktueller Konflikte. Sie stellt zentrale Fragen und zeigt in ihrer Analyse auf, wie neue Männlichkeitsideologien zu politischem Extremismus führen können.

Moderation: Katrin Gottschalk

Samstag, 10.10.2026 14 Uhr

„Teigwaren für alle – Der taz Wahrheitklub tagt“

● Live am taz-Stand in Halle 3.0, C 97

Mit Blick auf das hochprozentig literarische Tschechien als Gastland der diesjährigen Buchmesse steht die 399.133. Vollversammlung des Wahrheitklubs unter der Devise: „Böhmische Knödel für alle!“ Kommen Sie, schauen Sie, stauen Sie – denn es könnte mehr als komisch, ja es könnte gar lustig zugehen!

Mit dabei: Andreas Rüttenauer, Harriet Wolff, Rattelschneck aka Marcus Weimer

„Wir müssen einander wieder mehr zumuten“

Lisz Hirn ist Philosophin und Autorin. Ihr neues Buch heißt „Gehorchen“. Ein Gespräch über Autorität als Chance und Gegenwehr gegen Manipulation

Interview Miguel Peromingo

Ungehorsam
erproben
gehört mit
zur Erziehung
Foto:
Oscar Poss/
Presse-Bild-
Poss/picture
alliance



taz: Frau Hirn, Friedrich Nietzsche hat einmal gesagt: „Dem wird befohlen, der sich nicht selber gehorchen kann.“ Wie verstehen Sie diese Aussage?

Lisz Hirn: Nietzsche definiert Autorität ähnlich wie Hannah Arendt: Um einer Autorität von innen oder außen freiwillig zu gehorchen, braucht es Mündigkeit. Nicht eine Mündigkeit, die im aufklärerischen Sinne angeboren ist, sondern eine, die wir gemeinsam üben. Unmündigkeit führt dazu, dass wir für Befehle von außen anfällig werden.

taz: Lässt sich Autorität überhaupt üben?

Hirn: Sie lässt sich zumindest nicht erzwingen. Autorität, die auf Mündigkeit baut, wird nicht durch einen Titel oder vom Staat verliehen, sie ist vielmehr anerkannter Teil des Wesens der Autoritätsperson und schafft Räume für freie Entfaltung.

taz: Autorität, die Freiheit schafft. Das müssen Sie erklären...

Hirn: Freiheit ist etwas, das wir heutzutage ständig im politischen Kontext serviert bekommen, meist überschwänglich und unumstößlich. Mir fällt aber bei Freiheit vor allem Slavoj Žižeks Buch, „Freedom: A disease without cure“ ein, in dem er Autorität als notwendig ansieht, um Freiheit zu ermöglichen, gleichzeitig aber davor warnt, dass Autorität im Zuge dessen auch als wahr und unanfechtbar präsentiert wird. Deswegen ist Autorität in einem politischen Kontext auch so gefährlich, vor allem, wenn ihre Entfaltung nicht mehr nachvollziehbar ist.

taz: Wie kann Autorität legitimer werden?

Hirn: Wir müssen sie als strukturelle Gegebenheit ansehen, egal ob in der Politik oder im Erziehungs- und Bildungsbereich, die Freiräume schafft. Eine Notwendigkeit, die gleichzeitig orientiert und auf Einverständnis beruht. Als Kind bin ich dem elterlichen und schulischen Zwang noch unterworfen, weil meine Mündigkeit sich noch ausbildet. Auf Universitä-

ten geht es darum, mich, mit Hilfe von Autorität, zu bilden, nicht mich erziehen zu lassen. In meinem Buch spreche ich in diesem Zusammenhang digitale Autorität an, die eben keine Mündigkeit oder Meinungsbildung fördert, sondern auf Gefälligkeiten regiert und meinen Horizont, meine Wahlmöglichkeiten und somit meine Freiheit einschränkt. Digitale Medien fordern nicht heraus, sich weiterzuentwickeln, sondern halten User auf dem Level, auf dem sie gerade sind. Das ist das Gegenteil dessen, was Autorität tun sollte.

taz: Sie sprachen Erziehung an. Wie autoritär sollten Eltern heutzutage sein?

Hirn: Ich empfinde ein Autoritätsverständnis als zuträglich, in dem ein Erziehungsberechtigter sich als mitverantwortlicher Teil der Umwelt sieht und den Kindern dabei hilft, sich einzufinden, statt eine Erziehungsvorstellung zu vertreten, bei der man die Welt als unwirtlichen Ort präsentiert, mit dem man eigentlich nichts zu tun haben will, in dem man aber irgendwie durchkommen muss. Die Frage für mich ist: Wie schafft es elterliche Autorität jenseits von klassischem autoritären Fingerzeig und Disziplinierung, im Sinne von Arendt, das Ge-deihen zu fördern? Erziehung ist auch die Zeit, in der Ungehorsam erprobt wird, eine Fertigkeit, die später wichtig ist. Dazu braucht es auch Autorität als Übungsobjekt.

taz: Wo steht Autorität heute?

Hirn: Wir haben uns in unserer neoliberalen Welt daran gewöhnt, uns immer vermeintlich treu zu bleiben und auf das Bauchgefühl zu hören, ohne dass jemand von außen dazwischenfunkelt. Das hat sich in den letzten 10 bis 15 Jahren, vorsichtig ausgedrückt, als ziemlich fehleranfällig erweisen. Ein Akt des Ungehorsams, um alte Strukturen aufzubrechen und sich weiterzuentwickeln, ist schwierig zu platzieren, wenn sowieso alle machen, was sie wollen. Philosophisch gesehen ist ein Aufbegehren gegen das

Establishment heutzutage somit ein radikales Hinterfragen seiner selbst – ein gesundes Misstrauen gegenüber den eigenen eingefahrenen Überzeugungen. Es geht darum, sich selbst und den anderen wieder mehr zuzumuten, sich gegenseitig zuzuhören, zu streiten und neues Vertrauen zu schaffen. Gegen den Begriff des Vertrauens habe ich mich lange gewehrt.

taz: Warum?

Hirn: Weil er mich an Selbsthilfebücher erinnert. Aber in Vertrauen steckt auch Zumuten, Wagen und Verfehlungen einräumen. Das ist die Grundlage für das Schaffen von Beziehungen, eine Fähigkeit, die uns immer mehr abhanden zu kommen scheint. Ich glaube, daran können wir arbeiten, nicht nur im Privaten, sondern auch in Politik und Wissenschaft.

taz: Vertrauen bedeutet, auch Risiken einzugehen?

Hirn: Ja, das gezielte Zumuten ist auch eine Art Ethik des Abenteuers, nicht im Sinne von „Thrill-Seeking“ und kurzweiligen Adrenalinstößen, mehr im Sinne von „Skill-Seeking“, also der Erweiterung individueller Handlungsspielräume und kollektiver Beziehungsfähigkeit mit jeder Herausforderung. In der Antike gab es die Kunstform der Kommunikation, sich also anderen zuzumuten und zu verhandeln. Daraus entsteht verantwortliche und informierte Autorität, die den Menschen in den Mittelpunkt rückt. So könnten wir auch KI und sonstige Technologien besser steuern.

taz: Sie schreiben: „Lichtverhältnisse ordnen unser Leben, während Hörverhältnisse unsere Beziehung bestimmen.“ Unterschätzen wir das Hören?

Hirn: Autorität und Beziehungen entstehen durch das Hören. Die Frage ist, warum höre ich auf den einen und auf den anderen nicht? Und dieses Horchen und Zuhören ist tatsächlich etwas, das mit Stimmlichkeit und mit Präsenz zu tun hat, die sich in digitalen Kontexten nicht produzieren

lassen. Dort hören wir wieder nur auf uns selbst. Wir leben zunehmend in einem Umfeld, in dem Zuhören aus der Mode kommt. Man ruft nicht mehr einfach so an, viele Menschen laufen den ganzen Tag mit Kopfhörern herum. Damit verschließen sich viele Formen des Kontaktknüpfens und Verstehens. Interessanterweise schauen wir in der Politik noch auf Situationen, in denen geredet und gehört wird. Wir möchten nicht nur Wahlplakate sehen, sondern auch Reden oder TV-Debatten lauschen oder mit Wahlkämpfern diskutieren.

taz: Ist das eine Art Autoritätscheck?

Hirn: Ganz genau, ein Autoritätscheck, der uns auf einer Ebene überzeugt, die wir rational nicht nachvollziehen können. Diese kommunikativen Feinheiten und Grauzonen bergen die Möglichkeit, Beziehungen zu schaffen und Vertrauen aufzubauen, können aber auch manipuliert werden. Deswegen ist es wichtig, dass wir wieder lernen, zu horchen, vor allem in einer Zeit, in der alles Schriftliche zunehmend von Algorithmen erledigt wird.

taz: Erich Fromm bezeichnete negative Autoritätsformen als anonyme Autorität, also gesichtslos, manipulative Institutionen oder, im heutigen Kontext, wohl KI-generierte Reels mit schädigenden Inhalten. Wie unterscheidet man das von förderlicher Autorität?

Hirn: Es wäre schon sehr gut, wenn wir unsere analoge Existenz nicht abschafften, etwa indem wir uns fragen, was der Zweck hinter dem Einsatz gewisser Algorithmen, Avatare und anderen Spielereien ist. Müssen wir alle unsere Systeme digital abhängig machen, weil wir sonst als technologiefeindlich gelten? Wem gegenüber eigentlich? Wir brauchen einen Gegenpol, eine Autorität, die Effizienzwahn hinterfragt, die uns selbstbewusster werden lässt gegenüber einer Gesellschaft, die Messbarkeit und

Kostenersparnis über Resonanz und Effektivität stellt. Im Sinne einer vermeintlich digitalen Objektivität ersetzen wir Menschliches durch Binäres ohne Spielraum und legen den Grundstein für ein totalitäres System.

taz: Ist der Erhalt menschlicher Resonanz der Unterschied zwischen Autorität und einem totalitären System?

Hirn: Es ist ein wesentlicher Aspekt davon. Technokraten sind nicht auf menschliche Resonanz angewiesen. Somit braucht Autorität im digitalen Umfeld nicht mehr verhandelt zu werden, sondern weicht Zwang und Gewalt.

taz: Denken Sie, wir können Autorität dazu nutzen, Macht und Aggression zu regulieren?

Hirn: Autorität kann dazu beitragen, Aggressionspotenzial anders zu bündeln und es in Wettbewerb, Wissenschaft und Kunst zu manifestieren, statt in Kriegen und Konflikten.

taz: Wie wollen Sie mit Ihrem Buch zur Diskussion um einen zeitgemäßen Umgang mit Autorität beitragen?

Hirn: Ich wünsche mir, dass die Konnotation des Autoritätsbegriffs mit Unterdrückung oder konservativen und rechten Weltbildern beiseitegelegt wird und ein neues Verständnis ermöglicht. Bestenfalls trägt ein philosophisches Buch zu einem radikalen Perspektivenwechsel bei.

taz: Welche Stimmen würden Sie gern lauter im Diskurs hören?

Hirn: Die meisten Fragen bekomme ich von der Wirtschaft. Ich hingegen halte den Kunst- und Kulturbereich in diesem Zusammenhang für prädestiniert, weil es eine Disziplin ist, die sich seit jeher mit dem Thema Autorität, Ungehorsam und Verantwortung auseinandersetzt und in all ihren radikalen Formen zum Ausdruck bringt. Künstler sind auch Meister darin, unter Autorität zu wachsen, Mündigkeit zu entwickeln und neue Denkweisen aufzuzeigen.



Lisz Hirn: „Gehorchen. Über das Wesen der Autorität“. Szolnay Verlag, Wien 2026, 176 Seiten, 24 Euro



Lisz Hirn geboren 1984, ist Philosophin, Publizistin und Autorin in Wien. Mit Büchern wie „Der überschätzte Mensch“ und Podcasts wie „Philosophieren mit Hirn“ will sie Philosophie öffentlich verständlich machen.

Foto: MatObserver.com

Direct Action

Franziska Gänsler erzählt in ihrem desillusionierten Roman „Orca“ von Klimaprotesten und Rich Kids und bringt eine überzeugend zeitgemäße Hauptfigur hervor

Von Dirk Knipphals



Franziska Gänsler versteht es, von komplexen Situationen zu erzählen: Protest in Lützerath
Foto: Gil Bartz/ SZ Photo/ picture alliance

Alles entwickelt sich langsam in diesem Roman und mit erstaunlich unerbittlicher Konsequenz. Zwei Häuser fungieren dabei als zentrale Schauplätze. Das eine ist ein altes Anwesen. Großer Garten mit Teich, Hühnern, unübersichtlicher Anordnung der Zimmer. Es gehört einem älteren Mann, „der Elson“ genannt, der es von seinem Ehemann geerbt hat. Zu Beginn des Romans steht es leer. Im Verlauf der Handlung werden hier junge Leute einziehen und eine linke Klimaprotest-WG à la Letzte Generation aufmachen, sich radikalisieren und von „Direct Action“ träumen.

Das zweite Haus befindet sich in der Nachbarschaft, aber durch einen hohen blickdichten Zaun abgetrennt. Es ist eine moderne, kühl eingerichtete Villa, auch mit großem Garten, Schwimmbad. Sie wird von Putzteams und Gärtnern im halben Dutzend klinisch sauber gehalten und von zwei Personen, einer Managerin und ihrer Tochter, bewohnt.

Die beiden Häuser sind also Gegensätze, zwei sehr unterschiedliche Lebenswelten, doch es existieren auch Gemeinsamkeiten: In beiden Kellern gibt es große Vorräte und für einen Ernstfall vorbereitete Räume. Wenn es hart auf hart kommt, kann man in der Villa das Wasser aus dem Schwimmbad trinken. Ein gedoppeltes Prepper-Szenario. Das apokalyptische Bewusstsein, dass ein Ernstfall eintreten könnte, womöglich unvermeidlich ist, eine Klimakatastrophe etwa,

vielleicht damit verbundene Unruhen, bildet den Hintergrund des Romans.

Und es gibt noch einen dritten Schauplatz, der zunächst gar nicht zu den beiden Anwesen passen mag: eine Fleischtheke in einem Supermarkt. Er liegt auf einer anderen Zeitebene. Von hier aus wird die Vorgeschichte in Rückblenden erzählt. Dabei wird von Anfang an klar, dass es zu einem Verhängnis gekommen ist. Eine junge Frau, Olympia, ist unter Terroranklagen verhaftet worden. Cora, ihre Freundin, hat ihren Lebenstraum, an einer ausländischen Elite-Universität zu studieren, nicht verwirklichen können. Sie ist Verkäuferin an der Fleischtheke geworden. Beides hängt zusammen. Was genau geschehen ist, wird dann, Schritt für Schritt, offengelegt.

Es kann einem seltsam gehen mit diesem dritten Roman „Orca“ der 1987 geborenen Schriftstellerin Franziska Gänsler. Auf der Plotebene erscheint er überorchestriert, als hätte sich die Autorin nicht für ein Thema entscheiden können. Die Dynamiken des aktivistischen Klimaprotestes, das Leben unter Rich Kids, auch die Arbeitswelt im Mindestlohnsektor – jedes einzelne dieser Themen hätte einen eigenen Roman verdient, und keins dieser Themen ist sonderlich originell. Doch das Bemerkenswerte ist, indem dieser Roman diese Themen miteinander vermengt, bringt er eine überzeugende und zeitgemäße Hauptfigur hervor.

Das ist Cora, die Ich-Erzählerin. Sie ist bei allen Themensträngen dabei, gehört aber bei keinem

selbstverständlich dazu. Da sie ihre Schule abschließen will, zieht sie in letzter Konsequenz nicht in das sich zum Protestcamp wandelnde Anwesen ein. In der Schule wiederum, einem Gymnasium für reiche Leute, in das sie nur durch ein Stipendium hineingekommen ist, bleibt sie eine Außenseiterin. In den Supermarkt passt sie auch nicht richtig; sie arbeitet dort wie in einem Exil.

Immer dabei, doch nie selbstverständlich Teil der Gruppe, das ist für die Figur anstrengend, aber zugleich auch eine ideale Position als Erzählerin. Sie muss ständig genau hinsehen, ihr Verhalten kontrollieren, Codes dechiffrieren, aus Mimiken und Tonfällen herauslesen, was gerade von ihr erwartet wird. Franziska Gänsler nutzt das für genaue Beschreibungen. „Der Geruch der Fleischtheke ist etwas, das mir für immer bleiben wird ...“

Dabei lässt Franziska Gänsler einen in Bezug auf diese Ich-Erzählerin eine Entwicklung durchlaufen. Zunächst meint man noch, dass man sich im Sinne einer Coming-of-Age-Geschichte mit ihr identifizieren soll. Einschlägige Marker werden dazu abgerufen: Cora hört

Billie Eilish, liest Sylvia Plaths „Glasglocke“, betreibt Fitness, hat schwierige Eltern, die die Corona-Epidemie ungut verarbeiten (einer von vielen interessanten Seitensträngen: Die Eltern können es sich als prekär arbeitende Übersetzer*innen auch nicht leisten, krank zu werden).

Doch bald baut Franziska Gänsler Distanzierungen in die Figurenzeichnung ein. Nicht nur, dass der Roman von erst leisen, dann deutlicher werdenden Gewaltszenen durchzogen ist. Diese Cora hat auch zu sehr ein Anpassungsthema. Ständig ist sie damit beschäftigt, Erwartungen erfüllen zu wollen, und sei es mit Tricks, oft sieht sie sich selbst mit den Augen der anderen. Eine kleine Bemerkung, sogar nur eine Modulation in der Stimme, ein kurzes Zögern kann bei ihr ein Drama hervorrufen.

Franziska Gänsler zeichnet hier auch ein Porträt der mit den sozialen Medien Aufgewachsenen, die permanent ihren selbst produzierten Bildern von sich hinterherlaufen, zwischen Ich-Wahrnehmung und internalisierter Außen-Wahrnehmung gibt es oft keine Schranke mehr. Auf die eine oder andere Weise sind die Figuren außerdem ständig dabei, sich gegenseitig subtil zu manipulieren. Irgendwann glaubt diese Cora, sie könne beides haben, die Nähe zum Rich Kid Lilian und die Anerkennung ihrer in der Protest-WG wohnenden Freundinnen Ariel und Olympia, doch es ist die ganze Zeit über klar: Das kann nicht gutgehen. Und es geht auch nicht gut.

Insgesamt ist „Orca“ ein zutiefst desillusionierter Roman mit einem

differenzierten Figurentableau. Dass die Managerin Elionore Brecht mit ihrem Einsatz für Flüssiggasterminals die Welt nicht besser macht, wird in dem Buch vorausgesetzt. Doch auch sie ist keine rundum negative Figur. Ihrem sicheren Auftreten nach außen hin stehen Ängste und nervöse Anfälle, die sie mit Tabletten bekämpft, gegenüber. Im Umgang mit Cora, die mit ihrer Tochter Lilian eine Beziehung eingeht, in der Nähe und Ausnutzung nicht voneinander zu trennen sind, wirkt Elionore Brecht auch sympathisch. Überhaupt, emotional komplexe Gesprächssituationen kann Franziska Gänsler sehr gut schildern.

Aber auch die Gemeinschaft der Protestierenden wird keineswegs als heile Gegenwelt gezeichnet. Es gibt Sprücheklopfer: „Wir checken, glaub’ einfach nicht mehr, wo du ideologisch stehst.“ (Zugleich ein gutes Beispiel dafür, dass Franziska Gänsler den aktuellen Politjargon gut drauf hat.) Und in der Nebenfigur des Chefprotestlers Ben gibt es in der Gruppe auch Mackertum (wobei zu sagen ist, dass Männer in diesem Buch sowieso eigentlich durch die Bank schlecht wegkommen; mit Ausnahme des idealistischen Hausbesitzers Elson vielleicht).

Was bleibt? Am Schluss drückt Franziska Gänsler etwas zu sehr auf die Tube. Egal. Der allerletzte Satz ist dann wieder großartig. „Ohne mich wäre nichts von alledem passiert.“ Ist das wieder eine ihrer Selbstinszenierungen? Oder gibt es für Cora im Erzählen die Möglichkeit zur Selbsterkenntnis?

Man wünscht ihr Letzteres. Man weiß es aber nicht.



Franziska Gänsler: „Orca“. Kein und Aber, Zürich 2026. 368 Seiten, 25 Euro

3 MONATE ANDERS LESEN

Journalismus, der es nicht allen recht macht und Stimmen, die man woanders nicht hört – immer aus Überzeugung und 100 % konzernfrei.



nur 15€

Jeden Samstag die wochentaz.
Gedruckt frei Haus und digital in der App.
Ein ganzes Vierteljahr.



taz.de/tazlesen



taz

Jetzt hören!
**Der neue
Podcast
der taz**

rein gehen

die
geschichten
der woche

Sophie Fichtner und Stefan Hunglinger stellen euch die bewegendsten Geschichten aus der wochentaz vor – und die Kolleg:innen dahinter. **Wöchentlich neue Folgen. Von Politik bis Popkultur.**

Reportage & Recherche

Die Geschichte
hinter der Geschichte

.....

Ein Blick hinter die Kulissen der taz
Recherchen – exklusive Einblicke
in die Arbeit unseres Investigativ-Teams.

**Jeden zweiten Samstag
im Newsletter:**

taz.de/recherche

taz mixtape

Über Popmusik in der taz zu lesen, ist das eine. Wie sich das anhört, was die Autoren da beschreiben, das andere.

Deswegen gibt es das Beste aus der Musikberichterstattung der taz Kulturredaktion jeden Freitag in einer Radio-Version: taz Mixtape von und mit **Klaus Walter**.

taz hören!

freitags 17–18 Uhr

taz mixtape

auf ByteFM